

---

Neun und dreyßigstes Kapitel.  
Des unternehmenden Josephs II  
Einfluß auf Europa.

---

Erster Abschnitt.

Josephs II Erziehung und Regierung während  
des Lebens der Marie Theresie. Friedrichs II  
Regentensorgfalt seit dem siebenjährigen Kriege.  
Zustand von Kursachsen. Bayerischer Erbfolges  
krieg und Friede zu Teschen.

---

Durch den amerikanischen Krieg wurden  
Frankreich und Großbritannien von der Theils  
nahme an den europäischen Händeln zurück  
gehalten. Dieß empfand vornehmlich der  
Staat der vereinigten Niederlande, der von  
dem raschen Joseph II, erst wegen der Wars  
rieres

rierepläze, und hernach wegen der Schelde-  
 freyheit, so lebhaft bedrängt wurde. Dieser  
 Joseph II, der Sohn der Marie Theresie  
 und Franz I (geb. am 13. März 1741)  
 war, am 27. März 1764 zum römischen Kö-  
 nig erwählt, der Nachfolger seines Waters,  
 den (18. Aug. 1765) ein Schlagfluß im  
 58sten Jahre seines Alters tödtete. Franz I,  
 eine der schönsten Mannspersonen seiner Zeit,  
 besaß wenig Regierungstalente, die er aber,  
 weil ihm seine Gemahlin nur eine unbedeu-  
 tende Einmischung in die Staatsangelegen-  
 heiten erlaubte, füglich entbehren konnte.  
 Dagegen gab er einen guten Vater, einen  
 vortrefflichen Kaufmann, ab. Die Nachkoms-  
 menschaft, die er mit der Marie Theresie  
 erzeugte, betief sich auf fünf Söhne und neun  
 Töchter. Der zweyte Sohn, Peter Leopold,  
 wurde Großherzog von Toscana. Die fol-  
 genden Prinzen spielten erst späterhin eine  
 bedeutende Rolle. Von den Töchtern war  
 erst die älteste, Marie Christine, verheyra-  
 thet. Ihr Gemahl ist der Herzog Albert  
 von Sachsen: Teschen. Für diese Nachkoms-  
 menschaft hatte Franz I 127 Millionen Gul-  
 den in Banknoten, und 159 Millionen an  
 baar

baarem Gelde und Kostbarkeiten, zusammengespart. Dabey hatte er noch manche Fabrik und Manufaktur, durch ansehnliche Geldvorschüsse, gehoben.

Sein Nachfolger, Joseph II, war unstreitig ein Fürst von ausgezeichneten, aber nicht ganz zweckmäßig ausgebildeten Fähigkeiten. Die zärtliche, sorgsame Mutter, Marie Theresie, zugleich aber auch eine strenge, auf pünktliche Ordnung haltende Hausfrau, fand bey dem feurigen, aber auch etwas eigensinnigen Joseph weniger Gehorsam, als sie verlangte. Dieß zog demselben manche Vorwürfe, manche Kränkungen, zu, und der dadurch niedergedrückte Prinz gewöhnte sich deswegen frühzeitig an Verstärkung, und lernte, die eignen Schwächen seiner Mutter bemerkend, die Menschheit verachten. Seine Geistesbildung wurde gleichfalls verwahrloset. Dieß war nicht die Schuld des Oberaufsehers über seine Erziehung, des Fürsten Joseph Wenzels von Lichtenstein. Dieser Abtömmeling einer der edelsten Familien, der durch Erbschaft einer der reichsten Herren der östreichischen Monarchie wurde,

der

der in der deutschen Reichsversammlung Sitz und Stimme erhielt, der bis zum Feldmarschall, bis zum Statthalter des Herzogthums Mayland emporstieg, der zeichnete sich in manchem Feldzuge aus, der leistete auch als Staatsmann wichtige Dienste, der erwarb sich vornehmlich um das östreichische Artilleriewesen ein unvergeßliches Verdienst, der war ein einsichtsvoller Freund der Künste, ein freygebiger Beförderer des guten Geschmacks. Er besaß daher die Eigenschaften, die ihn fähig machten, über den Unterricht des Erzherzogs Joseph, und vornehmlich über den militärischen Unterricht desselben, die Aufsicht zu führen. Der Graf von Wllesfeld war sein Lehrer in der Staatskunst. Ein Jesuit unterrichtete ihn in der Religion. Auch den übrigen Unterricht besorgten lauter Geistliche. Dieser war zwar sorgfältig genug, aber auch zu mechanisch, als daß der zwar schnell fassende, aber auch lebhaft, und dem langen Stillstehen sehr abgeneigte Joseph demselben hätte Geschmack abgewinnen können. Seine Brüder an scharfsinnigen Bemerkungen, und wichtigen Einfällen, weit überrtreffend, stand er ihnen doch in den gewöhnlichen

Gallerij Weltg. 187 Th.      2      lichen

icken Prüfungen öfters nach. Am meisten  
 zogen ihn Musik, und kleine französische Schau-  
 spiele, an. Sein Charakter bekam allmählig  
 das Eigenthümliche, daß er, während er die  
 Niedern herablassend und gütig behandelte,  
 gegen die Vorgesetzten, zum Theil Pedan-  
 ten, sich steif, widerspenstig und launig be-  
 wies, daß er gegen das Hofceremoniel, und  
 die Andächtley, eine entschiedene Abneigung  
 einsog. Durch Leibesübungen gab er seinem  
 nicht großen, aber gut gebautem, Körper Ge-  
 wandtheit und Festigkeit. Als Gatte war  
 Joseph nicht lange glücklich. Er verheyra-  
 thete sich zweymahl. Seine erste Gemahlin,  
 Marie Isabelle, eine spanische Prinzessin,  
 mit welcher er, erst 19 Jahre alt, (1760)  
 in eine eheliche Verbindung trat, eine lie-  
 benswürdige Brünette, war ein Gegenstand  
 seiner äussersten Zärtlichkeit; aber er verlohre  
 sie schon im zweyten Wochenbette (1763).  
 Ihre Tochter, Marie Therese, folgte ihr  
 (1770) im Tode nach. Joseph vermählte  
 sich hierauf (1765 Jan.) mit Josephe, der  
 jüngsten Tochter Kaiser Karls VII, einer  
 schönen, herzlich guten Blondine, die ihm  
 die Kinderblattern schon nach zwey Jahren  
 entriß.

entrisen (1767 May). Ihr Gesicht war durch die schreckliche Krankheit sehr entstellt worden; man ließ es daher verdeckt auf dem Paradebette erscheinen. Eben daher entstand auch die Sage, daß sich die Prinzessin, aus Verdruß über die Neckereyen des Hofes, in einem Kloster verborgen habe.

Joseph II war auch als Regent nicht glücklich. Sein allzu rascher Geist verdarb manches Gute, was er hätte bewirken können. Zwar mußte er die Regierung der österreichischen Monarchie mit seiner Mutter theilen, und diese überließ ihm nur die Leitung des Kriegsstaates ganz uneingeschränkt; aber dennoch wußte sich Josephs Thätigkeitstrieb einen ziemlich ausgedehnten Wirkungskreis zu verschaffen. Joseph, der sich den großen Friedrich zum Muster gewählt zu haben schien, wollte selbst regieren; er wollte daher alles selbst sehen und hören, und er arbeitete daher sehr fleißig im Cabinet. Den größten Theil des väterlichen Schazes, der ihm zufiel, der aber, wegen seiner vielen Geschwister, nicht sehr beträchtlich gewesen seyn kann, wendete er zur Bezahlung der Staatsschulden

Z 2

den an. Diese suchte er auch durch mancherley Ersparungen, und überhaupt durch eine genaue Staatswirthschaft, zu vermindern. Diese verbreitete sich auch auf den Kriegsstaat, während daß er denselben ansehnlich vergrößerte. Die Regimente wurden in einen vollständigen Zustand versetzt. Sie erhielten zwey Generalsinspectoren, die Grafen O'Donnell und Lasoy, beyde Irländer. Der letztere, Hofkriegsrathspräsident und Feldmarschall ersparte an der Unterhaltung der Armee vier Millionen Thaler. Man verabschiedete die Schweizergarde, und verwandelte die metallenen Kanonen in eiserne. Lasoy, der die Zahl der Soldaten vergrößerte, und doch dabey sparte, erwarb sich Josephs ganzes Vertrauen.

Je mehr sich aber Joseph bey dem Kriegsstaat seinen Entwürfen und Ideen ganz überlassen sah, desto mehr fühlte er sich in der Civil-Regierung eingeschränkt. Die Hofgeistlichkeit und der Adel, die sich von dem rasch reformirenden Joseph zurückgesetzt sahen, bemüheten sich die gegen den Sohn schon ohnedieß eifersüchtige Mutter in eine noch stär-

stärkere Spannung gegen denselben zu versehen. Marie Theresie erlaubte sich gegen ihren Sohn wohl noch gar derbe Zurechtweisungen. Durch diese Nichtübereinstimmung der Mutter und des Sohnes wurde der Partheygeist genährt. Drey verschiedene Partheyen waren es, die jetzt ihr Spiel am Hofe trieben. Auf der Seite der Marie Theresie stand der vielgeltende Migazzi, Erzbischof von Wien, standen einige Capuciner, einige alte fromme Damen. Diese Parthey äusserte ihre Thätigkeit, indem sie Keuschheitscommissionen, Bücherverbothe veranlasste, indem sie die Vertreibung gefährlich scheinender Lehrer und Prediger, und der Philosophen, bewirkte, und dadurch die Zahl der Heuchler vermehrte. An sie schloß sich ein großer Theil des Adels an. Unter Josephs Anhängern war der schlaue Lascy die Hauptstütze. An der Spitze einer dritten Parthey stand Kauniz \*), der die beyden vorigen zu vergleichen suchte.

Da Josephs Thätigkeit durch seine Mutter gehemmt war, so beschäftigte er sie zum Theil

\*) Theil XVI, S. 40.



Theil mit Reisen, die er der weitem Aus-  
 bildung seines Geistes widmete. Aber auch  
 hier sah er sich eingeschränkt. Er wünschte  
 mit dem Könige Friedrich eine nähere Be-  
 kanntschaft zu machen. Friedrich schlug ihm  
 in dieser Absicht eine Zusammenkunft zu Tor-  
 gau, an der Elbe, vor. Marie Theresie und  
 Kaunitz hatten jedoch gegen diese Zusamen-  
 kunft so viel einzuwenden, daß sie unterblieb.  
 Joseph gestand in dem Schreiben, worin er  
 sich gegen den großen König, wegen seines  
 Ausbleibens, entschuldigte, demselben ganz  
 offenherzig, daß er noch immer nicht sein  
 eigener Herr wäre, daß er aber schon Mittel  
 finden würde, die Unhöflichkeit, wozu ihn  
 jetzt seine Präceptoren nöthigten, wieder gut  
 zu machen. Dieß geschah auch nach drey  
 Jahren. Joseph und Friedrich kamen (1769  
 Aug.) zu Meisse, in Schlesien, zusammen,  
 wo sie ihren Umgang drey Tage hintereins  
 ander genossen, wo sie einige Stunden sich  
 allein mit einander unterredeten. Friedrich  
 fand den jungen Kaiser sehr liebenswürdig.  
 Er machte ihm im folgenden Jahre (1770  
 Sept.) zu Neustadt, in Oberschlesien, einen  
 Gegenbesuch. Schon im vorigen Jahre  
 (1769)

(1769) hatte Joseph auch eine Reise nach Italien gemacht. Es verstrich überhaupt fast kein Jahr, ohne daß Joseph einer genauern Bekanntschaft mit einem von seinen Ländern eine Reise widmete. Er reisete, unter dem Nahmen eines Grafen von Falkenstein, ohne großes Gefolge, alle Unbequemlichkeiten der Reise ertragend, mit einer Hirschhaut bedeckt, oder in seinen Reisemantel gehüllt, auf Stroh schlafend, den Vergnügungen wenig Zeit widmend. Um so mehr richtete er seine Aufmerksamkeit auf Gelehrte und Künstler, auf Manufakturen und Fabriken, auf Arsenanstalten, auf Gebäude.

Einer von Josephs Lieblingsentwürfen hatte die Vergrößerung seiner Monarchie zum Gegenstande. In dieser Absicht war ihm der Besitz der angränzenden Bayern vorzüglich wichtig, und mit der größten Bereitschaft ergriff er daher die Gelegenheit, die ihm (1777) das Aussterben des bayrischen Mannsstammes darboth, die vermeynten Ansprüche des Hauses Oestreich auf einen großen Theil des bayrischen Landes geltend

zu

zu machen. Dieß zog ihm jedoch einen Krieg mit Preussen und Sachsen zu.

Friedrich II durchreifete nach dem siebenjährigen Kriege seine Länder, um die traurigen Wirkungen desselben möglichst bald zu entfernen. Mancher Bezirk war ganz verwüstet; 13,000 Häuser lagen im Schutte; man zählte 60,000 Pferde, und 500,000 Menschen (den neunten Theil der damaligen preussischen Volksmasse) weniger. Allein Friedrichs Schatz war durch den Krieg nicht erschöpft, weil er ihn sehr gut zu schonen wußte; seine Magazine waren noch immer angefüllt. Daher war er auch um so eher im Stande, seinen verarmten Unterthanen aufzuhelfen. Er erließ ihnen nicht nur die Contribution auf einige Zeit; er gab auch gleich 2,339,000 Thaler her, um ihre dringendsten Schulden zu bezahlen; er gab ihnen Brod und Saamenge treide. Während des Krieges waren alle Civildiener mit Papiersgelde bezahlt worden. Dieß dauerte auch noch in den ersten Jahren nach dem Frieden fort. Dagegen wurden aber auch alle Staatsgläubiger bezahlt, war der Kriegsaufwand völlig

völlig vergütet, war der große und kleine Schatz wieder angefüllt. Diese Eintheilung des Schatzes beruhete auf dem Grunde, daß aus dem größern die zur Kriegsrüstung im Ganzen erforderlichen Gelder, aus dem kleinern aber die zur Anschaffung der Pferde, und anderer Kriegsbedürfnisse, nöthigen Summen genommen werden sollten.

Friedrichs Aufmerksamkeit war also hauptsächlich auf seine Armee gerichtet. Wie hätte sich aber auch ein Staat, dessen Umfang und dessen Volksmenge, verglichen mit den angränzenden Monarchien, so klein war, sonst behaupten können? Die preussische Armee war durch den siebenjährigen Krieg sehr in Verfall gerathen. Von den meisten Regimentern blieben nur noch wenige 100 Mann übrig. Es fehlten allein 1500 Officiere. Friedrich mußte, von seinem Grundsatz abgehend, nun auch verdiente Unterofficiere befördern. Durch die Freybataillone wurden die Garnisonenregimenter vollzählig gemacht. Um dem Landbau seine Arbeiter wieder zu geben, sollten künftig bey jedem Infanterieregimente nur 720 Ausländer seyn. Es  
wurs

wurden daher sogleich 30,780 Inländer nach Hause geschickt. Ihre Stelle ersetzte man durch 7 bis 8000 Ausländer, die jährlich geworben wurden. Die ganze Armee betrug sich aber in den ersten Jahren nach dem Kriege nur auf 111,000 Mann. Die Regimenter wurden unter Inspectionen vertheilt. Sieben Jahre nach dem Frieden (1770) gab Friedrich seinem Kriegsstaate noch eine vollkommnere Einrichtung. Die Cavallerie wurde mit bessern Pferden versehen. Die Infanterie mußte es in der Fertigkeit, das Gewehr zu laden, bis zu der Geschwindigkeit bringen, viermahl in einer Minute abzufeuern. Friedrich arbeitete selbst ein Werk über die Taktik aus, das nur unter die Generale und Anführer vertheilt, sehr geheim gehalten wurde. Damahls geschah es auch, daß die bürgerlichen Officiere zu den Garnisonregimentern versetzt, und an ihre Stelle ausländische Edelleute eingerückt wurden. So sehr blieb Friedrich seinen Grundsätzen treu! Die Armee wuchs bald hernach (1772) bis auf 186,000 Mann an. Für große Vorräthe von Gewehren und Munition wurde eifrig

elfrig gesorgt; wenigstens lagen die dazu nöthigen Summen in Bereitschaft.

In einem ganz andern Verhältnisse befand sich sein Nachbar und Bundesgenosse, der Kurfürst von Sachsen \*). Dieser trug nicht mehr die polnische Krone, die seinem Hause so viele Millionen gekostet hatte. Als August III, der letzte König von Polen aus sächsischem Stamme (1763) sein Leben beschloß, fühlte sich die kursächsische Landschaft und Kammer, freylich nicht allein durch Augusts und Brühls Verschwendung, sondern auch durch den Krieg, von einer 40 Millionen Thaler übersteigenden Schuldenlast gedrückt. Diese sollten von einer jährlichen Einnahme von 7 Millionen Thaler allmählig abgetragen werden. Dieß war nur bey der sorgfältigsten Staatswirthschaft möglich; aber Sachsen stellte darin ein Muster auf, welches in der Geschichte fast einzig ist. Augusts III Nachfolger, der Kurfürst Friedrich Christian, der unter der Aufsicht seines Oberhofmeisters, des Grafen von Wackerbart, eine sehr zweckmäßige Bildung erhalten hatte,

beschäft

\*) Theil XVII, S. 356.

Beschäftigte sich, von seinen Landständen und Ministern unterstützt, mit den Anstalten, den ganz in Verfall gerathenen Zustand der Landtschafts- und Kammercasse wieder herzustellen, und diese wurden so zweckmäßig gemacht, daß die Bezahlung der Schulden einen glücklichen Fortgang hatte. Dieß geschah vornehmlich unter der Regierung des jetzigen Kurfürsten, Friedrich Augusts III, (geb. 1750), der seinem Vater schon nach neun Wochen (1763 am 17. Dec.) folgte. Da er damahls die Jahre der Mündigkeit noch nicht erreicht hatte, so übernahm sein ältester Vatersbruder, der Prinz Xaver, der sich im siebenjährigen Kriege bekannt gemacht hatte, die vormundschaftliche Regierung, bis sie Friedrich August III (1768 Sept.) selbst antreten konnte.

Friedrich August bekriegte nun, an der Seite des Königs von Preussen, den Kaiser Joseph, der ihm seinen Antheil an der bayerischen Erbschaft entziehen wollte. Seine Vaterschwester Marie Anne Sophie war die Gemahlin des letzten Kurfürsten von Bayern, Maximilian Joseph, des Nachfolgers

des S. 117X 1105 gers

gers des unglücklichen Karls VII. Dieser starb (1777 am 10. Dec.) an den Kinderblattern, die seine unwissenden Aerzte für unbedeutende Flecken gehalten hatten, als der letzte seines Stammes. Dieß gab dem nächsten Stammvetter, dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, ein Recht, das ganze Bayerische Land in Besitz zu nehmen.

Schon zur Zeit Franz I hatte man zu Wien den Plan gehabt, Niederbayern mit den übrigen östreichischen Ländern zu vereinigen. Jetzt schien der Zeitpunkt, diesen Plan auszuführen, gekommen. Die Schwester des letzten Kurfürsten von Bayern war Josephs Gemahlin gewesen. Da sie aber keine Kinder hinterlassen hatte, so konnte sie zu keinen Ansprüchen den Vorwand geben. Man suchte daher alte Rechte auf, die längst erloschen waren. Joseph erklärte, als Reichsoberhaupt, verschiedene bayrische Reichslehne für erledigt. Er war es auch, der den Vorschlag that, Niederbayern sogleich in Besitz zu nehmen. Kaunitz hatte Mühe, die Marie Theresie zur Ausführung dieses Vorschlages zu stimmen. Der neue Landesherr sah

(1778)



(1778. Jan.) mit dem größten Erstaunen ein östreichisches Heer in Bayern eindringen, und noch standen 60,000 Oestreicher an der Gränze. Allen weitaussehenden Streitigkeiten abgeneigt, folgte er (II. Jan.) um so williger dem Rathe seiner gewonnenen Minister, dem Kaiser und seiner Mutter ganz Niederbayern, nebst der schwäbischen Herrschaft Mindelheim, und andern Besitzungen, abzutreten. Dem Vergleiche, den er deswegen schloß, widersprach jedoch nicht nur der Herzog von Pfalzweybrücken, sondern auch der Kurfürst von Sachsen. Letztem war es, als dem künftigen Nachfolger, nicht gleichgültig; dieser machte, wegen der Mobililar; und Allodialverlassenschaft, eine Forderung von 47 Milltonen Gulden. Auch der Herzog von Mecklenburg erklärte einen Theil des bayrischen Landes, und zwar die Landgraffschaft Leuchtenburg, die der Kaiser zu den erledigten Reichslehnen rechnete, für sein Eigenthum. Alle diese Fürsten verließen sich nun auf die kraftvolle Unterstützung Friedrichs II.

Dieser

Dieser wollte den unternehmenden Joseph nicht zu mächtig werden lassen; er wollte ihm, als Reichsoberhaupt, nicht zu viel einräumen. Von ihm aufgemuntert, mußte der Herzog von Zweybrücken, den er durch den Grafen Görz noch zu rechter Zeit hatte stimmen lassen, seinen Widerspruch gegen den von dem Kurfürsten Karl Theodor geschlossenen Vertrag feyerlich erklären, und seinen Schutz auffordern. Friedrich spann nun mit dem Hofe zu Wien Unterhandlungen an. Der Kaiser sollte, seinem Verlangen nach, den vorigen Zustand wieder herstellen, und die Erörterung seiner Ansprüche der Reichsverfassung gemäß einrichten. Der Hof zu Wien vermied in seiner Antwort alle umständlichen Erklärungen; er fand sich durch Preussens freundschaftlichen Antrag beleidigt. Kaunitz äusserte gegen den preussischen Gesandten in einem stolzen Tone, die Kaiserin würde nicht zugeben, daß ein Reichsfürst, unter dem Vorwande, die Rechte eines andern zu vertheidigen, sich zum Richter oder Vormund desselben aufwerfe, und ihr die Freiheit gesetzmäßiger Erwerbungen streitig mache. Joseph und Kaunitz waren überhaupt

haupt

haupt durch keine Gründe zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Joseph verließ sich, bey der Behauptung seiner Ansprüche, auf seine furchtbare Armee, die sich in Böhmen und Mähren zusammenszog. Friedrich versammelte indessen gleichfalls seine Kriegsmacht. Er hatte die Zeit, die ihm bis zum Ausbruche des Krieges übrig blieb, benützt, Rußlands und Frankreichs Gesinnungen auszuforschen. Rußland war mit den Türken beschäftigt, und Frankreich mißbilligte Oestreichs Verfahren; auch näherte es sich damahls gerade einem Seekriege mit England. Friedrich war also in der Ausführung seines Entwurfes, Josephs länderstüchtigem Unternehmen entgegen zu arbeiten, um so weniger eingeschränkt. Da es ihm auch gelungen war, den Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und den Türken zu verhindern, so konnte er sogar auf des erstern Beystand rechnen.

Die ausgezeichnete Fertigkeit der preussischen Armee, sich in Bewegung zu setzen, zeigte sich auch damahls. Sie war (12. May)

May) beynahe zwey Monathe vor den Oestreichern (8. Jul.) kampffähig. Sie hatte aber auch in einem Tage oft fünf, sechs und mehrere Meilen zurückgelegt. Die Posten in Böhmen waren noch nicht recht befestigt. Joseph II, der sich deswegen in Verlegenheit befand, suchte durch einen Briefwechsel, den er mit Friedrich anspann, Zeit zu gewinnen. Der 66 Jahre alte Friedrich ließ sich dadurch täuschen, und rückte nicht eher, als zu Anfang des Juls (am 5ten) über Nachod in Böhmen ein. Seine Absicht war, während des Eindringens in Böhmen, zugleich auf Schlesiens Vertheidigung Rücksicht zu nehmen. Nachdem er, um die übrigen Abtheilungen seiner Armee zu erwarten, bey Nachod drey Tage stehen geblieben war, zog er (8. Jul.) bis Jaromitz, nicht weit von Königgrätz.

Während daß Friedrich, unter welchem der Erbprinz von Braunschweig und der General Tauenzien die Oberbefehlshaber vorstellten, mit 71,400 Mann, von Norden her, in Böhmen vorrückte, drang sein Bruder, der Prinz Heinrich, von Westen her.

Galletti Weltg. 13r Th.                    II                    mit

mit 73,000 Streichern vor. Bey der Armee des letztern befanden sich die sächsischen Truppen, die aus 22 Bataillonen, und 35 Schwadronen, oder aus 18,000 Mann, bestanden. Der Kurfürst von Sachsen hatte dem Kaiser seine Neutralität angeboten; aber die harten Bedingungen, die ihm derselbe machte, daß er den Oestreichern den Königstein auf zwey Jahre einräumen, daß er ihnen freyen Durchzug und freye Schifffahrt auf der Elbe gestatten, daß er seine Armee bis auf 4000 Mann vermindern sollte, die konnte Friedrich August nicht eingehen.

Die Oestreicher hatten die Zeit, die ihnen Friedrich ließ, vortreflich benützt, um eine Armee von wenigstens 180,000 Mann in Böhmen zu versammeln, und eine allen Angriffen trohende Stellung einzunehmen. Diese behüte sich, von Königgrätz anfangend, über Schurz, Arnau, Hohenelbe, bis zum Riesengebirge hin, und dann hinter der Iser, aus. Die morastigen Gegenden an der Iser, die steilen, felsigen Ufer der Elbe, ein überall durchschnittener, von Bergen beschertzter Boden, und wenig zugängliche Stellen

Stellen, durch die Kunst sorgfältigst verwahrt, setzten jedem Schritte der Preussen unübersteigliche Hindernisse entgegen. Die Oestreicher standen, unter Joseph und Laschy, an der Elbe, und, unter Laudon, an der Iser. Dort stellten sie sich dem Könige, hier seinem Bruder entgegen. Eine beträchtliche Abtheilung der Oestreicher befand sich an der Gränze des östreichischen Schlesiens, um die den Befehlen der Generale Stutterheim und Werner unterworfenen Preussen zu beobachten.

Joseph schränkte sich, von dem vorsichtigen Laschy geleitet, blos auf Vertheidigung ein, weil er voraussah, daß Friedrich, ohne drückenden Mangel zu empfinden, und seine Armee durch Ausreissen gewältig vermindert zu sehen, in Böhmen nicht lange stehen bleiben konnte. Der bedächtiger gewordene Friedrich, der seinen im siebenjährigen Kriege befestigten Kriegsrühm, durch eine rasche Unternehmung, nicht auf das Spiel setzen wollte, erwartete eine günstige Gelegenheit, seinen Gegner mit Vortheil anzugreifen; dieser vereitelte jedoch durch seine kaltblütige

Standhaftigkeit alle Versuche Friedrichs, ihn aus seiner festen Stellung herauszulocken. Die Unternehmungen der Preussen schränkten sich daher auf Streifereyen und Brandschätzungen in der umliegenden Gegend, und auf kleine Gefechte, ein. Ein ernstlicher Versuch, den die Preussen (13. Jul.) wagten, fiel unglücklich aus. Eben so sorgfältig verhinderte Landon das weitere Vordringen des Prinzen Heinrich.

Um noch mehr Zeit zu gewinnen, und dadurch den Kdnig, ohne große Anstrengung, zum Rückzuge zu nöthigen, spann der schlaue Kaunitz die Unterhandlungen mit Friedrich von neuen an. Der Baron von Thugut erschien im Hauptquartiere desselben mit einem eigenhändigen Schreiben der Marie Theresie, worin sie ihm ihren Wunsch, den Streit durch einen Vergleich beyzulegen, zu erkennen gab. Friedrich erklärte sich hierzu sehr bereit. Die Kaiserin sollte für ihre Blutsverwandten, zwey Söhne und einen Schwiegersohn (auch Maximilian und der Herzog von Sachsen, Teschen befanden sich bey der Armee) nichts zu befürchten haben; er liebe

und

und schätze den Kaiser. Joseph und Kauntz gründeten sich, bey ihren Ansprüchen auf Niederbayern auf schriftliche Zusicherungen bayrischer Herzoge. Es verursachte ihnen daher einen lebhaften Verdruß, als sich eine Urkunde fand, in welcher der Herzog Albrecht von Oestreich (1429) allen Ansprüchen auf Niederbayern feyerlich entsagt hatte. Man gab sich zu Wien vergebens alle Mühe, die Glaubwürdigkeit dieser Urkunde verdächtig zu machen. Ein Opfer des Aergers, den man darüber empfand, wurde nun der Entdecker derselben, der Herr von Senkenberg, den man nicht nur aus Wien, sondern auch aus den Erblanden, verbannte.

Friedrich verboth (13. Aug.), bey Wiszendorf den Erfolg der zu Braunau angesponnenen Unterhandlungen abwartend, dem Prinzen Heinrich den Einmarsch über Commotau. Dieser rückte hierauf, durch die Oberlausitz, über Rumburg, in Böhmen ein. Er drang, die Oestreicher glücklich täuschend, durch unzugänglich gehaltene, daher aber auch nur schwach besetzte Pässe, in die wentger bergige Gegend bey Leyppa vor. Vorzüglich thätig

tig



tig zeigte sich hierbey der General Belling. Möllendorf rückte zu gleicher Zeit von Schandau herein. Der sich zurückziehende Laudon nahm jetzt hinter der Iser eine allen Angriffen trockende Stellung.

Der ruhmbegierige Joseph fühlte sich noch nicht zum Frieden geneigt; er wollte vielmehr durch eine glückliche Unternehmung gegen Friedrich sich Ehrfurcht erzwingen. Friedrich hatte den Baron Thugut an seine Minister verwiesen; aber seine Anträge waren so wenig annehmlich, daß die Unterhandlungen schon nach zwey Tagen (15. Aug.) ihr Ende erreichten.

Diese Zeit hatten nun Joseph und Lascey benutzt, ihre Armee noch vortheilhafter zu stellen, und sie gegen jeden Angriff zu sichern. Vergebens arbeitete der kluge Friedrich daran, seinen Gegner zur Abänderung seiner Stellung zu bewegen; vergebens suchte er die Vereinigung mit seinem Bruder zu bewirken. Er sah die Nothwendigkeit, Böhmen verlassen zu müssen, voraus, und er beschloß, nur noch so lange auf der linken Seite der Elbe

Elbe zu bleiben, bis alles Pferdefutter aufgezehret seyn würde, damit die Oestreicher, während des Winters, sich nicht an seinen Gränzen aufhalten könnten. Heinrich zog sich schon zu Ende des Septembers wieder aus Böhmen heraus. Müllendorf erwarb sich um seinen Rückzug große Verdienste. Friedrich verließ den böhmischen Boden 14 Tage später (15. Oct.). Sein Rückmarsch war mit großen Beschwerlichkeiten verbunden. Das lange anhaltende Regenwetter hatte die Flüsse angeschwellt, und die Wege verporben. Die meisten Gebirgspässe waren durch österreichische Lüge von Kanonen und Wagen versperrt. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm bewies damals so viele Thätigkeit, daß er sich den besondern Beyfall seines großen Onkels erwarb. Die preussische Armee war sowohl durch Krankheiten, als durch Ausstreifen, sehr vermindert worden; dennoch ließen sie die Oestreicher ruhig ziehen. Der Erbprinz von Braunschweig war indessen (30. Sept.) mit einer beträchtlichen Abtheilung in das obereschlesische Fürstenthum Troppau eingerückt; ihm folgte der König selbst mit 10 Batallionen, und eben so viel Schwadronen,

bronen, nach. Der östreichische General Würmser, der in Troppau den Preussen keinen kraftvollen Widerstand entgegenstellen konnte, drang hierauf (1779 Jan.) in die Grafschaft Glatz ein, und die Östreicher überfielen bey Habelschwerdt die Preussen so glücklich, daß fast ein ganzes, aber schwaches Regiment in ihre Gefangenschaft gerieth. Dergleichen Vorfälle konnten auf den Erfolg des Krieges keinen entscheidenden Einfluß haben. Diese ließen sich nur von weit größern Unternehmungen erwarten. Diesen kam jedoch der Friede zuvor.

Die alte, frömmelnde Marie Theresie war dieses Krieges, für den sie blos ihr Sohn und Kaunitz gestimmt hatten, überdrüssig. Selbst Josephs Kriegesfeuer war etwas gemäßiget. Die Preussen hatten doch auf östreichischem Boden gezeuht. Es fehlte der östreichischen Kriegscasse an Geld; selbst für den Sold der Truppen, und die täglichen Bedürfnisse. Die auswärtigen Anleihen waren, diesem Mangel abzuhelfen, nicht hinlänglich. Joseph konnte sich bey dem fortgesetzten Vertheidigungssysteme keinen großen Ruhm

Rühm erwerben; den Angriff machte aber eine so gut geübte und brave, von erfahrenen Officieren angeführte Armee bedenklich. Der Fortsetzung des Krieges setzte jedoch eine nachdrückliche Erklärung der Kaiserin vor Rußland ein mächtiges Hinderniß entgegen. Sie könne (hieß es in derselben) nicht zugeben, daß Oestreich alte, vergessene Ansprüche geltend machen, und die deutsche Verfassung gewaltsam ändern wolle; sie werde daher ihrem Bundesgenossen ihren Beystand nicht versagen können. Diesen Beystand konnte sie jetzt ungestört leisten, weil Friedrich den Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Pforte durch einen Vergleich verhindert hatte. Auch zu Versailles genehmigte man Friedrichs Absicht, den unternehmenden Entwürfen Josephs entgegen zu arbeiten, und der französische Gesandte zu Wien, der Baron von Breteuil, bekam den Auftrag, dem dasigen Hofe die französische Vermittlung anzutragen. Der ganze Friedensplan war, nach Friedrichs Angabe, schon im Januar (1779) fertig. Marie Theresie fand ihn in Rücksicht der Hauptsache so annehmlich, daß sie ihn durch den Herrn von Breteuil

Breteuil sogleich zum Fürsten Nephtin nach Breslau schickte. Desto weniger aber waren die übrigen Fürsten, denen Friedrich seinen Schutz verleihe hatte, damit zufrieden. Oestreich sollte einen Theil von Niederbayern, den Bezirk von Burghausen, behalten; der Herzog von Zweybrücken wollte jedoch nicht den kleinsten Theil von demselben abreißen lassen. Sachsen sollte für seine Ansprüche, die es auf 40 Millionen schätzte, nur sechs bekommen, und diese wollte ihm Zweybrücken nicht einmahl zugestehen. Friedrich machte einen Versuch, diese Fürsten zufrieden stellen zu lassen; allein Kaunitz, den es schon fränkte, daß Oestreich nicht alles behielt, wollte durchaus nicht nachgeben.]

Während daß der Friede seinem Abschlusse so nahe war, und daß Marie Theresie das Ende desselben so aufrichtig zu wünschen schien, brennte der östreichische General, Graf Wallis (28. Febr.) das schlesische Städtchen Neustadt ab. Vielleicht that er es auf Befehl des Kaisers, der den König dadurch zur Fortsetzung des Krieges reizen wollte, und der, in dieser ihm so angenehmen Erwartung,

setzte,

seine Mutter bewogen hatte, die östreichische Armee noch um 80,000 Mann zu vermehren. Doch Friedrich ließ sich in seiner Bereitwilligkeit zum Frieden dadurch nicht wankend machen. Er nahm daher (7. März) den Waffenstillstand an, den ihm Marie Theresie antrug. Drey Tage hernach (10. März) wurde zu Teschen, in Oberschlesien, der Friedenscongrèß eröffnet. Cobenzel, Niedeßel, Zinzendorf, Törring, Seefeld, und Hohenfels, waren die Unterhändler. Die Bemühungen desselben erleichterte gar sehr der Umstand, daß Friedrich, für die Entschädigung der aufgewendeten Kriegskosten, weiter nichts, als die Freyheit, die brandenburgischen Länder in Franken mit seinen übrigen Provinzen zu vereinigen, verlangte. Sachsen und Zweybrücken setzten aber dem schnellen Fortgange der Unterhandlungen desto mehr Schwierigkeiten entgegen, und da der Kaiser den Krieg lieber fortgesetzt hätte, so fieng man schon an, an dem glücklichen Ausgange der Unterhandlungen zu zweifeln, als ein Courier die Nachricht von dem (20. April) geschlossenen Frieden zwischen Rußland und der Pforte überbrachte. Joseph,

der

der sich nur nicht auch in einen Krieg mit Rußland verwickeln wollte, ließ in seiner Beharrlichkeit nach. So kam es den endtlich (13. May) zur Unterzeichnung. Die Bedingungen blieben, wie sie Friedrich angeben hatte. Rußland und Frankreich übernahmen die Gewährschaft für den Frieden zu Teschen.

## Zweyter Abschnitt.

Tod und Regierungscharakter der Marie Theresie. Josephs II große Neuerungen im Civil- und Kirchenstaate. Pius VI Reise nach Wien. Josephs II Bestreben, das Gewerbe emporzubringen. Seine despotischen Veränderungen in der ungerschen Verfassung. Horfa's Bauernkrieg. Josephs II Taufentwurf. Friedrichs II Fürstenbund.

Joseph II, der so ungern Friede machte, weil er sich in seinen Entwürfen und Unternehmungen nicht gern stören ließ, wurde durch den nicht lange darauf erfolgten Tod seiner Mutter in einen ausgedehntern Wirkungskreis versetzt. Marie Theresie starb (29. Nov.) nach einer Regierung von 40 Jahren. An gutem Willen, den Wohlstand ihrer

ihrer



ihrer Unterthanen, und die Macht ihres Reiches zu befördern, fehlte es ihr nicht. Dieß beweiset die Milderung der Frohndienste in Böhmen und Oestreich, die Abschaffung der Tortur, der Hexenprocesse, der Inquisition, die Beförderung des Landbaues im teureswarer Banate durch viele Colonisten, die Erleichterung des Handels durch Kanäle, Straßen, schiffbare Flüsse, die Anlegung verschiedener neuen Städte und mehrerer hundert Dörfer. Vorzüglich ließ sich Marie Theresie das Gewerbe ihrer Unterthanen angelegen seyn. Sie verboth die Ausfuhr der rohen Materialien; sie legte Spinnschulen an, und zog fremde Manufakturisten ins Land, deren Zahl die Hungersnoth, die in den Jahren 1771 und 1772 in Sachsen herrschte, ansehnlich vermehrte. Wien wurde der Mittelpunkt des östreichischen Handels, dessen vornehmste Theilnehmer meistens aus Protestanten bestanden. Ein Commerzrath, zwey Akademien, und drey Schulen für Künstler, sollten das Gewerbe befördern. Doch manches von diesen Beförderungsmitteln, selbst der Commerzrath, hörte (1776) wieder auf; aus den verschiedenen Schulen für

Künste

Künstler wurde (1772) eine Akademie der bildenden Künste errichtet. Neben ihr hob sich eine Realhandlungsakademie. Die Lehranstalt, die Theresianum genannt wird, wurde auch für den Unterricht der Ingenieure, und anderer Officiere, eingerichtet. Man vermehrte zugleich die Lehrerstellen bey der Universität. Dagegen verboth eine besondre Verordnung die Vermehrung der geistlichen Güter; auch sollten die Mönche keinen, der weniger als 24 Jahre alt wäre, aufnehmen dürfen. Ueberhaupt verlorh sich unter der Marie Theresie der alte Geist der Bigotterie, von jesuitischen Reichswätern genährt, und wenn die gutherzige Kaiserin zuweilen irre geleitet wurde, so war es nicht ihre Schuld. Die Reichswäter behielten immer noch einen zu bedeutenden Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, und der Geist der Inquisition hörte noch immer nicht ganz auf, der Ausbreitung der Aufklärung mächtige Hindernisse entgegen zu setzen. Die ersten, die einträglichsten Staatsämter wurden unmündigen und unwissenden Männern zu Theil. Der Adel erpreßte und schwelgte, während daß die niedern Fabrikanten und die Bauern gedrückt

gedrückt wurden. Justiz und Postcey wurden zu wenig mit Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt behandelt.

Von dem lebhaftesten Gefühle dieser Staatsgebrechen durchdrungen, und ganz von dem feurigsten Bestreben, ihnen abzuhelfen, begeistert, fieng nun Joseph II seine Regierung an. Er fühle, sagte er in einem Briefe an Kauntz, die schwere Regierungsbürde, die ihm nach dem Tode seiner Mutter zugefallen sey, mit aller Innigkeit, und nur der Gedanke, daß er sie mit ihm theilen würde, könne ihn aufrichten. Er errichtete sich sogleich ein Cabinet von etnigen Secretären, mit welchen er vom Morgen bis in die Nacht arbeitete. Jedermann fand bey ihm Zutritt. Die Conduitenlisten wurden, um den Dienstfeyer zu vergrößern, nun auch bey den Civilstellen eingeführt. Eine der vornehmsten Angelegenheiten für Joseph II war die Verbreitung einer hellern Aufklärung. Daher ordnete er eine weniger eingeschränkte Büchercensur an. Bald strömten aus allen Buchdruckereyen die freymüthigsten Schriften heraus. Die darauf

nicht

nicht vorbereitete Geistlichkeit erklärte dieß für eine Annäherung an das Lutherthum. Die Vorschriften der neuen Censur waren nicht bestimmt genug. Die Mißgriffe derselben gaben daher den Bischöfen zu manchen nicht ungegründeten Beschwerden die Veranlassung. Das wohlwollende Herz des Kaisers wurde bestürmt. Das Censurcollegium erhielt Verweise, die sein Verfahren zuletzt ganz schwankend machten. Indessen wurden Schriften, die kirchliche und politische Mißbräuche rügten, doch mit Schonung behandelt, durften sogar solche, sogar anonymische, die dem Kaiser selbst seine Schwachheiten und Uebereilungen mit Bitterkeit vorwarfen, gedruckt werden.

Joseph wollte den obersten Bischof in seiner Monarchie selbst vorstellen. Er sprach daher die Ordensgeistlichen in derselben von aller Unterwürfigkeit gegen auswärtige Bischöfe, und selbst gegen den Pabst, los. Er verboth alle Reisen und alle Geldversendungen östreichischer Mönche. Keine Bulle, keine andre Verordnung des Pabstes sollte, ohne Bewilligung des Monarchen, bekannt

Galletti Weltg. 187 Th. E gemacht

gemacht werden dürfen. Die berühmte, mit den Worten in coena domini anfangende Bulle, die den Pabst zum irdischen Oberherrn der Welt macht, wurde nicht nur verhothen, sondern auch aus den Ritualbüchern herausgerissen. Manches wunderthätige Heiligenbild, manche lächerliche Heiligenkleidung, verschwand nun aus den Kirchen. Die Reliquien wurden unter den Altären weggenommen, und an einem andern Orte versteckt. Man vertauschte den lateinischen Kirchengesang gegen den deutschen; man schränkte die Wallfahrten und Processionen ein; man bemühet sich überhaupt, das Aeußere des Gottesdienstes zur reinen Einfachheit der ersten Kirche zurückzuführen. Die Kanzelvorträge wurden öffentlich beurtheilt. Alle geistlichen Bruderschaften giengen in eine neue über, die der Liebe des Nächsten gewidmet war. Durch diese erhielt das Armeninstitut zu Wien reiche Zusüsse. Ein Bischof sollte nicht mehr zwey Bischümer zugleich verwalten dürfen. Selbst der Cardinal Migazzi, das Oberhaupt der Osterreichischen Geistlichkeit, mußte das einträgliche Bisthum zu Waizen in Ungern abgeben. Den ehrgeizigen Prä-

laten

laten kränkte es noch überdies, daß ihm der Kaiser gar kein Vertrauen widmete. Um so größer war das heimliche Bestreben der Geisteslichkeit, Josephs kirchlichen Reformen entgegen zu arbeiten.

Keine dieser Reformen kränkte sie aber so leicht inniger, als die Aufhebung vieler Klöster. Vorher zählte man in allen östreichischen Erbstaaten 2,163 Klöster mit fast 65,000 Seelen, und nur allein in Böhmen betrug der Werth der Klostergüter über 100 Millionen Gulden. Von diesen Klöstern wurden so viele aufgehoben, daß (1783) nur 1450 mit 43,000 Seelen übrig blieben. Die ertödtigten Einkünfte derselben flossen in die Religionscasse, welche auch durch die todtten Schätze einiger Wallfahrtsorte einen ansehnlichen Zuwachs erhielt. Man entlehnte aus ihr den Gehalt der Prediger und Schullehrer, deren Stellen sonst die Mönche versehen hatten.

Man wird leicht erwarten, daß Joseph der Verbesserung des Schulunterrichtes eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmete. Die

Oberaufsicht über die Verbesserung desselben übergab er dem Abte Felbiger, der (1724 zu Breslau geboren) erst regulirter Chors herr des Stiftes Sagan war, wo er einen Theil seiner müßigen Stunden dem Studium der besten Schriftsteller der Römer widmete, wo er sich mit einer zweckmäßigeren Lehrart bekannt zu machen suchte. Auf die Empfehlung des schlesischen Ministers Schlabendorff wurde er (1758) Prälat zu Sagan. Dadurch erhielt er eine glückliche Gelegenheit, sich um den Schulunterricht wirklich verdient zu machen. Er schickte zwey Lehrer nach Berlin, damit sie sich mit der Methode der dasigen Realschule bekannt machen möchten. Seine Schule zu Sagan wurde jetzt ein Muster für alle katholische Schulen in Schlesien, und Friedrich II fühlte sich dadurch bewogen, für diese Schulen (1763) ein eignes Lehrer-Seminarium zu stiften, über welches Felbiger eine äußerst thätige Aufsicht führte. Seine Verdienste waren zu Wien so bekannt, daß Marie Theresie, als sie den Schulen ihrer Monarchie eine zweckmäßigere Einrichtung geben wollte, den König bath, ihr den Abt Felbiger auf einige Jahre

Jahre

Jahre zu überlassen. Felbiger stand hierauf, als Oberdirector der Normalschulen, die den übrigen Schulen zum Muster dienten, in so großem Ansehn, und er fand so viele Unterstützung, daß er nicht wieder nach Sagan zurückkehrte. Unter seiner Aufsicht standen die Schulcommissionen, die Joseph in allen Provinzen seiner Monarchie errichtete, standen die Generalseminarien in den Hauptstädten. Die Zöglinge derselben genossen den Unterricht der Universitäten und Akademien, unabhängig von den Bischöfen. Felbiger, der Urheber des vielen Guten, das durch Josephs neue Schuleinrichtung bewirkt wurde, legte, nach einigen Jahren (1782) seine Stelle des Oberdirectors der Normalschulen nieder, und durchlebte seine noch übrigen Jahre als Probst des Collegiatstiftes zu Preßburg (st. 1788). Wenn seine Lehrmethode auch nicht gerade die zweckmäßigste war, so macht der Eifer, mit welcher er sie einführte, seinem edlen Charakter doch große Ehre. Ein schöner Zug dieses Charakters war die Denkart, die er in Ansehung der Protestanten bewies. Wahrscheinlich half er Josephs Dulbungsgrundsätze entwickeln. Diese  
äußert



äußerten sich so schön in den Toleranzedicten (15. Oct. 1781) in welchem er nicht nur den Protestanten, sondern auch den nicht unirten Griechen, freyen Gottesdienst, und Theilnahme an Civil; und Militärstellen, zusicherte. Die heimlichen Protestanten wurden sogar aufgefordert, sich öffentlich zu ihrem Glauben zu bekennen, und die Zahl der Nichtkatholiken vermehrte sich dadurch bis über vier Millionen. Diese Religionsbuldung erstreckte sich auch auf die 300,000 Juden, die in dem östreichischen Staate lebten. Sie durften ihre Kinder in die öffentlichen Schulen schicken; sie durften Fabriken anlegen, und Landgüter pachten, wenn sie die letztern von jüdischen Knechten bearbeiten ließen. Juden wurden Edelloute, Räche. Diese Duldung und Begünstigung der Nichtkatholiken erregte aber den lautesten Widerspruch der katholischen Bischöfe, die es zum Gegenstande ihres eifrigsten Bestrebens machten, die genaue Befolgung des Toleranzedictes zu verhindern und einzuschränken.

Die lebhaften Klagen, die die Bischöfe über Josephs Neuerungen im Kirchenstaate führten,

föhreten, kamen nach Rom, zum Pabste. Durch diese war der Pabst von dem, was zu Wien vorgteng, schon so gut unterrichtet, daß er, als ihm der Cardinal Herzau, im Nahmen des Kaisers, eine Anzeige davon machte, zur Antwort gab: es wäre unnöthig, dem heiligen Stuhle von dem, was zu man die Gewalt zu haben glaube, Nachsicht zu geben. Die Generale der Mönchsorden, denen die Verbindung mit den östreichischen Klöstern ganz entzogen war, bathen den Pabst auf den Knieen, sich ihrer anzunehmen. Pius VI faßte, vom lebhaftesten Unwillen durchdrungen, den ernstlichsten Entschluß, Josephs geistlichen Reformen entgegen zu arbeiten. Die Geschichte seiner Vorgänger rieth ihm aber, weise Behutsamkeit anzuwenden. Eine Reise nach Wien sollte, wie er glaubte, die glücklichste Wirkung hervorbringen. Diese Reise erregte zu Wien erst ein Lächeln, und hernach als sie der Pabst (15. Dec.) dem Kaiser wirklich ankündigte, ein Erstaunen. Das Cardinalscollegium befand sich wegen des päpstlichen Schrittes in Verlegenheit; aber Pius setzte seine Reise wirklich fort. Als er (1782

am

am 22. März) zu Wien ankam, wurde er von dem Kaiser auf die freundschaftlichste Art empfangen. Als ihm der Kaiser den ehrwürdigen Kaunitz vorstellte, schüttelte dieser auf treuherzige Art die Hand, die ihm derselbe zum Kusse darreichte. Am Ostertage hielt Pius in der Stephanskirche ein feyerliches Hochamt, dem Joseph aber nicht beywohnte, weil der Thron des Pabstes die Höhe des kaiserlichen um eine Stufe übersteigen sollte. Joseph ließ sich auch auf keine mündlichen Unterhandlungen mit dem Pabste ein. Er bath sich seine Wünsche schriftlich aus, um sie seinen Theologen vorlegen zu können. Josephs System blieb in der Hauptsache feststehen; nur in einigen Nebensachen bewiesen sich Joseph und Kaunitz etwas nachgiebig. Man gestattete den Bischöfen, sich vom Pabst ein für allemal die Dispensation in ehelichen Händeln übertragen zu lassen; auch sollten die Provincialen der Klöster ihre Berichte wieder nach Rom schicken dürfen. Während der Anwesenheit des Pabstes, war es keinem inländischen Bischofe erlaubt, nach Wien zu kommen, oder sich an denselben, in kirchlichen Angelegenheiten, zu wenden.

Für

Für die Reisekosten wurde Pius durch 60,000 Gulden, die ihm Hietian, Bischof von Passau, und Bathyan, Primas von Ungern, für den Cardinalsstul bezahlten, hinlänglich entschädigt. Nach einem Aufenthalte von einem Monate nahm Pius (22. April), zu Marienbrunn, von Joseph einen rührenden Abschied. Gleich nach seiner Abreise wurde das Toleranzedict und die Bäckereisur von neuem bestätigt, wurde dem päpstlichen Nuncius alle Gerichtsbarkeit abgesprochen.

Während daß Joseph seine Unterthanen vom Drucke der Geistlichkeit zu befreien suchte, war er eifrig bemüht, ihrem Gewerbe einen größern Schwung zu geben. Seine Erbländer sollten ausländische Manufaktur, und Fabrikwaaren, sollten ausländische Producte, ganz entbehren können. Er verboth daher gegen das Ende des Jahres 1784 nicht nur die Einfuhre fremder Weine, sondern er ließ auch alle die in seinem Hofkeller befindlichen Vorräthe von denselben in das Krankenhaus bringen, und es durften an seiner Tafel nur östreichische und ungersche

sche

sche Weine getrunken werden. Eben so untersagte er den Handel mit fremden Manufaktur- und Fabrikwaaren, und er trieb die Strenge so weit, diejenigen, die man, seines Verbothes ungeachtet, zurückbehalten hatte, verbrennen zu lassen. Anfangs entstanden darüber lebhaftige Klagen; aber betriebfame Leute zogen von Josephs Verboth den Vortheil, neue Fabriken anzulegen, oder den bisherigen einen größern Umfang zu geben. Manche bürgerliche Häuser gelangten dadurch zu einem ansehnlichen Vermögen. Um so unzufriedener war der Adel, den die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Verminderung oder Einschränkung seiner übrigen Adelsrechte, gewaltig kränkte. Zur Einschränkung derselben trug auch (1784 April) ein neuer Steuerfuß ein, bey welchem auf keine Landesverfassung, auf kein persönliches Verhältniß, Rücksicht genommen wurde.

Josephs II Aufmerksamkeit war aber zugleich auf die Verbesserung der Gerechtigkeitsverwaltung gerichtet. Diese suchte er durch neue Gesetzbücher, durch eine neue Gerichts- und Proceßordnung, durch eine andre Einrichtung

richtung der Bestrafung, zu besördern. Es wurde (seit 1782) niemand mehr mit dem Tode, sondern mit öffentlicher Arbeit, mit dem schrecklichen Schiffslehen, mit dem Anschmieden im Gefängnisse, mit häufigen Stockschlägen, bestraft. Man nahm dabey weder auf Rang, nach Stand, Rücksicht. Joseph sprach das Strafurtheil gewöhnlich selbst aus, oder er gab ihm wenigstens noch größere Strenge.

So menschenfreundlich die Absicht schien, die Joseph bey seinen Veränderungen und Verbesserungen hatte, so leuchtete doch sein Hang zu einer despotischen Regierung eben so oft hervor. Dieß erfuhr vornehmlich Ungern. An den Gränzen desselben versammelte er (im Sommer 1783) eine Armee, welche die Absicht hatte, durch ihre drohende Stellung die Pforte vom Ausbruche eines Krieges gegen Rußland abzuhalten. Diese kostete ihm zu Ende des Septembers schon 22 Millionen Gulden, wofür ihn einige unbedeutende Handelsvorteile, die ihm die Pforte zugestand, nur wenig entschädigten. Joseph benutzte jedoch die versammelte Kriegsmacht

macht in einer andern Absicht; er benutzte das furchtbare Ansehn derselben, sich einer eigenmächtigen Regierung in Ungern zu versichern. Die alte ehrwürdige Reichskrone wurde (1784 April) von Preßburg nach Wien geschafft. Die Ungern mußten sich, gleich den deutschen Erbländern, der militärischen Conscription unterwerfen. Das Deutsche sollte, nach einer Vorbereitung von drey Jahren, die Landessprache der Ungern werden. Die Landestribunale wurden entweder aufgehoben, oder auf eine andre Art eingerichtet. Auch die übrige Verfassung erfuhr manche Abänderung. Die Edelleute und Geistliche verlohren ihre Steuerfreyheit. Die Bischöfe mußten einem Theile ihrer Einkünfte entsagen. Sie und die übrigen eifrigen Katholiken hatten noch überdieß den Aerger, Aemter, Würden, Lehrerstellen mit Protostanten, für die man neue Kirchen baute, besetzt zu sehen. Die Edelleute fühlten sich vornehmlich durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Joseph eben sowohl in Ungern als in Böhmen verordnete, und durch das Ende des Lehnsystems, gekränkt. Die ganze ungersche Nation war endlich über Jo-

sephs

sephs despotische Maßregeln unzufrieden. Es regten sich unter den Wallachen und Siebenbürgen lebhaftere Unruhen. Es entstand ein ungerscher Bauernkrieg.

Der Anführer in diesem Bauernkriege war ein Siebenbürge, Nicolaus Urß, der gewöhnlich Hora oder Horja, das heißt, Vorsänger, genannt wurde, weil er dieses Amt in einer wallachischen Kirche verwaltete. Von mittlerer Größe, und 50 Jahre alt, trug er, nach der Sitte seiner Landsleute, einen bis auf die Knie reichenden, auf beyden Seiten blau ausgeschlagenen Kittel, ungersche Weinkleider, und eine schwarze Pelzmütze. Horja konnte nicht nur fertig deutsch sprechen, sondern auch deutsche Bücher lesen. Sein Widerwille gegen den unbarmherzigen Druck der Edelleute, dem die wallachischen Bauern unterworfen waren, und sein Wunsch, daß sie von demselben befreyt werden möchten, äußerte sich so lebhaft, daß ihn die Bauern seiner Gegner zu ihrem Richter wählten, daß sie ihn nach Wien schickten, um dem Kaiser ihre Klagen über die Bedrückungen des Adels vorzubringen. Er erhielt von dem  
Kaiser



Kaiser günstige Versprechungen, nebst Patenten, die den Bauern das Marktrecht zusicherten. Diese Patente gab er (die Bauern konnten nicht lesen) für die kaiserliche Erlaubniß zur Vertilgung des unbarmherzigen Adels aus. Sie schwuren bey einem an seinem Halse hängenden kupfernen Kreuze, das er für ein goldenes ausgab, daß sie ihm Beystand leisten wollten. Die Verschwörung wurde zwar entdeckt, und Horja kam in Verhaft, aber seine Landsleute setzten ihn wieder in Freyheit.

Dies gab jedoch das Zeichen zum förmlichen Ausbruche der Empörung, zur schrecklichen Verfolgung des Adels, die von den wilden Ausschweifungen begleitet war. Während der langsamen Anstalten, die das kaiserliche Militär zur Unterdrückung dieser Aufruhrscenen machte, bewaffneten sich die Edelleute dieser Gegend, und nun wurden viele Bauern nicht nur getödtet, sondern auch gerädert, und gespießt. Diese Behandlung vermehrte die Wuth der Bauern. Die Anführer zogen sich nun in die Gebirge. Manche giengen, des Mangels überdrüssig,

drüßig, nach Hause. Um seine Rolle länger zu spielen, erklärte sich der entschlossene Horja für einen Feind des Kaisers, zog er die Mißvergünstigten unter dem Adel an sich. Vorher mit dem Hauptmannstitel sich begnügend, nannte er sich jetzt Joseph III, König von Stebenbürgen, den Schrecken der Ungern. Aber sein Königthum währte nur kurze Zeit. Ehe noch die kaiserlichen Truppen anrückten, unterwarfen sich die Aufrehrer, und den wenigen, die noch um den Horja blieben, gab er selbst den Rath, die kaiserliche Gnade anzusehen. Er suchte sich hierauf mit seinen Vertrauten durch die Flucht zu retten. Diese lieferten ihn aber (1785 Jan.) an das kaiserliche Militär aus. Man brachte ihn nach Karlsburg. In dem von ihm geleiteten Bauernkrieg waren 62 Dörfer und 130 Edelhöfe verwüstet, waren 4000 Menschen getödtet worden. Horja und Klotzka, sein erster Gehülfe, wurden (1785 März) auf eine schreckliche Art hingerichtet.

Joseph II, dessen despotisches Verfahren mittelbar auch zu diesem Bauernkriege die Veranlassung gegeben hatte, äusserte seine  
 Regiers

Begierde, die Länder seiner Monarchie zu vermehren, eben so oft, als seine Herrschaft sucht. Den Plan, Bayern mit denselben zu vereinigen, hatte er, des Friedens zu Tesehen ungeachtet, so wenig aufgegeben, daß er an der Ausführung desselben vielmehr von neuem arbeitete. Schon vor siebzig Jahren (1713) war der Vorschlag gemacht worden, die mit der östreichischen Monarchie so wenig zusammenhängenden Niederlande, deren Einkünfte den Kriegsauswand, den sie dem östreichischen Hause veranlaßten, so wenig vergüteten, gegen Bayern zu vertauschen. Joseph hatte es dahin gebracht, daß Katharina II seine Absicht zu befördern beschloß. Während daß (1785 Jan.) der Freyherr von Lehrbach, der östreichische Gesandte zu München, den Kurfürsten für diesen Plan zu gewinnen suchte, bemühet sich Komanzow, der bey dem kurrheinischen Kreise angestellte russische Minister, den Herzog von Zweybrücken zur Einwilligung zu stimmen. Joseph wollte dem Kurfürsten, für ganz Bayern, die sämtlichen Niederlande, bis auf Luxemburg und Namur, abtreten, die der Kurfürst als König von Burgund besitzen sollte.

folgte. Die Gesinnungen, mit welchen der Kurfürst diesen Vorschlag aufnahm, sind nicht bekannt. Dem Herzog von Zweybrücken, der seine Einwilligung gerade zu versagte, gab man zu verstehen, daß es auf diese Einwilligung gar nicht ankomme. Er bath daher den König Friedrich um seinen Schutz; er erklärte zu Petersburg und Versailles, daß er seine künftigen Erblande durchaus nicht vertauschen wolle. Katharina II äußerte hierauf, daß der Herzog seinen freyen Willen haben müsse, und Frankreich ließ dem Könige von Preussen versichern, daß der Kaiser Joseph seinen Plan aufgegeben habe. Joseph selbst schwieg erst, hernach gab er zu verstehen, daß ein gezwungner oder gewaltsamer Tausch niemals seine Absicht gewesen wäre.

Die bayrischen Landstände, und die Reichsfürsten, wurden dadurch gar nicht beruhigt. Dieß gab dem Könige Friedrich die Veranlassung, an der Befestigung seines Fürstenthums zu arbeiten. Die Idee zu demselben faßte Friedrich, ehe noch Josephs neue Tauschentwürfe bekannt wurden. Josephs eigens

Galletti Weltg. 12r Th.      V      mächtig

mächtiges Verfahren im deutschen Reiche leitete ihn auf diese Idee. Als der Tod des Cardinals Firmian (1783) den bischöflichen Stuhl zu Passau erledigte, kündigte Joseph demselben alle Kirchsprengelrechte in Oestreich auf, zog er die im Oestreichischen liegenden Güter des Bischofs und Domkapitels ein, und der neue Bischof mußte (1784) einen deswegen geschlossenen Vergleich unterschreiben. Josephs Bruder, der Erzherzog Maximilian, wurde nicht allein Hoch- und Deutschmeister, sondern auch Coadjutor zu Eöln und Münster. Friedrich befürchtete, Oestreich möchte im kurfürstlichen Collegium ein zu entschiedenes Uebergewicht bekommen. Er machte daher gegen Maximilians Kurwürde Vorstellungen; dieser nahm aber demungeachtet (1784 April) von dem Lande des Kurfürsten von Eöln, und Bischofs von Münster, Besitz.

Friedrich II erinnerte sich des schmalkaldischen Bundes. Nach diesem sollte seine Verbindung deutscher Fürsten eingerichtet werden. Den Entwurf desselben, der seinem deutschen Patriotismus, und seinem Scharfsinne,

sinne, gleich große Ehre machte, schickte er (1784 Oct.) seinen Staatsministern, Finckenstein und Herzberg, zu. Der Fürstentbund sollte die Vertheidigung der Rechte und Freyheiten aller Reichsfürsten zur Absicht haben. Der Kaiser (meynte Friedrich) würde allmählig alle deutschen Hochstifter und Abteyen seinen Neffen zuwenden, und sich dadurch zur despotischen Regierung über Deutschland den Weg bahnen. Der von Herzberg weitläufiger ausgearbeitete Plan des Fürstentbundes ruhte hierauf bis zu der Zeit, da Josephs Tausch, Entwurf bekannt wurde, als Joseph (1785 März) auf die Ausführung desselben wirklich antrug, als die Versicherungen der Höfe zu Petersburg und Versailles dem Könige nicht beruhigend schienen. Friedrich schloß zuerst (23. Jul.) mit den Kurfürsten von Sachsen und von Braunschweig, Lüneburg eine Verbindung. Dieser traten allmählig die Herzoge von Weimar, Gotha, Zweybrücken, Mecklenburg, die Markgrafen von Anspachbayreuth und Baden, der Landgraf von Hessenkassel, der Fürstbischof von Osnabrück, und der Kurfürst von Maynz, bey. Joseph bemühte sich, mittelst eines

an die deutschen Höfe gerichteten Umlaufschreibens, Friedrichs Absichten verdächtig zu machen, und das, was er ihm Schuld gab, für offenbare Verläumdungen zu erklären. Als jedoch Friedrich, darauf nicht achtend, seinen Fürstenbund den Höfen bekannt machte, als die Mitglieder desselben sich immer noch vermehrten, gab Joseph seinen Tauschplan auf. Ein Krieg war ihm damals, wo ihm Horja's Empörung, und der Wunsch, daß sein Neffe Franz, der sich seit diesem Jahre (1785) in Wien befand, römischer König werden möchte, schon genug Beschäftigung gab, eine bedenkliche Sache.

Der Friedrich II, der Josephs Vergrößerungsentwürfen so kraftvoll entgegenarbeitete, war jetzt aber dem Ende seines Lebens nahe. Er kämpfte seit der Mitte des Jahres 1785 mit einer unbezwinglichen Wassersucht, deren Anlage durch eine Verkältung, die er sich (im Aug.) bey einer Musterung in Schlesien zugezogen hatte, völlig befestigt worden war. Der ehemahls so thätige Friedrich brachte nun, von peinlichen Schmerzen geängstigt, den größten Theil der Nächte auf einem

Lehn;

Lehnstuhle zu. Keiner von seinen einsichts-  
vollen und erfahrenen Aerzten konnte ihm  
helfen; der berühmte Zimmermann konnte  
es eben so wenig. So näherte sich der große  
Fürst, ehe er es selbst vermuthete, seinem  
Tode (1786 am 17. Aug.)

Friedrichs Körper war von mittlerer,  
aber gut gebauter Gestalt. Sein Kopf hing  
etwas nach der rechten Seite; sein braunros-  
thes Gesicht hatte sehr hervorstechende, ernsts-  
hafte Züge, und es bligten aus demselben  
sehr feurige Augen, die seinen großen Geist,  
aber auch seinen Zorn, oft schrecklich mahls-  
ten. Sein Gang war schnell und stolz, aber  
nachlässig; im Alter pflegte er gekrümmt, und  
ohne Anstand, zu Pferde zu sitzen. Seine  
Stimme hatte einen gebietherischen Ton.  
Gewöhnlich trug er die einfache Uniform sei-  
ner Fußgarde, bloß durch einen Stern, und  
ein Achselband sich unterscheidend. Nur an  
feyerlichen Tagen erschien er in der Staats-  
uniform. Der Rock war zuweilen abgetras-  
gen, und ausgebeßert; in seinen Beinklei-  
dern zeigte sich dem etwas scharfsehenden  
Auge wohl gar ein Loch. Sein Hut, den  
der

der



er wenig vom Kopfe brachte, war ganz kahl. Der geringe Werth seines Kleidervorrathes erhellt schon aus dem Umstand, daß ihn ein Jude für 400 Thaler erstand. In ältern Jahren wurde Friedrich immer unreinlicher. Dazu trug auch sein häufiges Tabackschnupfen bey. Sein Hofstaat war gar nicht glänzend. Gewöhnlich war er nicht von Kammerherrn umgeben, und seine ganze Bedienung bestand in zwey Pagen, zwey Husaren und zwey Lakeyen. Unter diesen wählte er sich einige Lieblinge, bey welchen er hauptsächlich auf ihr Gesicht, und ihren Wuchs, Rücksicht nahm. Diese durften nicht mit Frauenzimmern umgehen.

Zu Friedrichs Vergnügungen gehörten, ausser dem Lesen vortreflicher, meistens französischer Schriftsteller, und dem Fildenspielen, starke Leibesbewegungen, als schnelles Reiten, und das Anschauen der Wassenübungen seiner Soldaten. Von seiner Lust, gut zu essen und zu trinken, ließ er sich zu sehr beherrschen. Des Mittags speisete er gewöhnlich nur von acht Schüsseln, die aber sehr gewürzt seyn mußten. Genau um 12 Uhr,

Uhr, oder auch wohl etwas früher, setzte er sich zu Tische, und die Zahl derer, die an seiner Tafel Theil nahmen, bestand aus sieben bis zehn Personen. Die Unterhaltung war eben so witzig, als munter. Sein Schlaf dauerte nur kurze Zeit, oft nur bis gegen Mitternacht. Er beobachtete eben sowohl in seinen Zeitvertreiben, als in seinen Geschäften, die genaueste Ordnung.

Die vorzüglichsten Geistesgaben, den bewundernswürdigen Scharfsinn, die unerschütterlichste Entschlossenheit und Geistesgegenwart, die ein so ausgezeichnetes Eigenthum Friedrichs II ausmachten, mahlen so viele herrliche Auftritte seiner Geschichte. Er sprach sehr richtig französisch, ohne es richtig schreiben zu können. Vom Latein verstand er nur wenig. Im Deutschen, das er bloß von Bedienten und Soldaten gelernt hatte, drückte er sich derb, aber auch gemein und niedrig aus. Durch das Lesen französischer Originalschriststeller, so wie französischer Uebersetzungen der griechischen und römischen Classiker, imgleichen durch den Umgang mit französischen und italienischen Gelehrten, hatte er sich,

sich, mehr als viele andre Könige, eine Menge Kenntnisse erworben, hatte er sich zum Schriftsteller gebildet. Er war nicht nur Politiker, sondern auch Geschichtschreiber und Dichter. Für berühmte Gelehrte, vornehmlich für Philosophen, hegte er eine besondere Achtung, während daß er die Theologen nur Prediger und Pfaffen nannte. Deutschen Gelehrten wurde die Ehre, zu seinem Umgange gezogen zu werden, nicht zu Theil. Diese genossen nur Franzosen und Italiener, als Voltaire, Maupertuis, d'Argens, Algarotti, Lucchesini u. a. m. Friedrich war zwar oft hitzig und aufbrausend, aber auch zuweilen unerwartet geduldig und sanftmüthig. Die schönsten Züge seines Charakters machten Rechtlichkeit, Offenherzigkeit und Freymüthigkeit aus; aber seine Erfahrung hatte ihn gelehrt, nicht leicht jemand sein Vertrauen zu schenken. Vorzüglich hoch, und zwar aus Grundsätzen, schätzte er den Stand der Militärpersonen, deren Rath er sich sogar in Rechtsangelegenheiten, in Kirchen- und Schulsachen, bediente. Er versorgte daher die zum Feldzuge untauglichen Offi-

Officiere oft mit Civilstellen. Er hob sie wohl gar bis zum Minister empor.

So wie aber Friedrich als General eine ganz ausgezeichnete Rolle spielte, so ist er als Landesregent fast über alle Vergleichung erhaben. Selbst Regent, brauchte er die geheimen Cabinetsräthe bloß als seine Schreiber, erlaubte er jedem, ihm sein Anliegen mit der Aufschrift „zu Sr. Majestät eignen Eröffnung“ schriftlich vorzutragen, schob er kein Geschäfte bis zum folgenden Tage auf, wählte er Minister, Präsidenten, Räte nach eignen Einsichten, bürdete er aber auch denjenigen, denen er sein Vertrauen schenkte, gar zu viele Arbeit auf. Friedrichs Regierungsforgfalt entsprach der glücklichste Erfolg. Beispiele von so außerordentlichen Ländervermehrungen, wie wir sie in Friedrichs Geschichte finden, kommen in den Annalen von Europa höchst selten vor. Durch Eroberungen und Erbschaft kamen zu seinen Provinzen Schlesien, nebst der Grafschaft Glatz, Westpreussen, nebst dem Regedistrict, und Ostfriesland, hinzu. Dadurch wuchs sein Staat von 2275 bis auf 3,600 Quadratmeilen,

ten, und die Zahl seiner Unterthanen von 2,240,000 bis 6 Millionen, an. Die letzte Zahl halfen viele ausländische Colonisten vermehren, für die er über 800 neue Dörfer anlegte, welche von 45,000 Familien bewohnt wurden. Manche sumpfige Gegend verwandelte sich dadurch in einen angebauten, ergiebigen Landstrich. Auch noch viele einzelne Colonisten wurden angestellt. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Milde rung der Frohndienste, die Theilung der Gemeindegüter beförderte den Landbau, zu dessen Aufmunterung auch jährliche Preise dienten. Beständig unterhaltene Magazine bewirkten, daß keine große Theuerung die preussischen Unterthanen drücken konnte. Dieß zog in den Hungerjahren 1771 und 1772 viele Sachsen in das preussische Land, welche den Fabriken einen größern Schwung geben halfen. Dieß brachte die wohlthätige Folge hervor, daß gegen das Ende der Regierung des großen Friedrichs (1785) die Zahl der Fabrikanten bis auf 165,000 stieg, die für 30,250,000 Thaler Waaren verfertigten, von welchen für 14 Millionen in das Ausland gingen.

Indem

Indem Friedrich das Gewerbe seiner Untertanen so eifrig vermehrte, vergrößerte er auch seine Staats Einkünfte, und er wirthschafte so vortreflich, daß er eine große Armee halten, daß er auf die Urbarmachung von Brüchen, auf die Verschönerung der Städte, 20 Millionen verwenden, daß er seinen Untertanen jährlich einige Millionen schenken, und dennoch einen sehr beträchtlichen Schatz sammeln konnte. Sein Heer hatte er von 70,000 Mann, die ihm sein Vater hinterließ, bis über 200,000 Mann vermehrt. Da er, jährlich (von 1764 bis 1786) fünf Millionen Ueberschuß hatte, so konnte, wie man rechnet, der väterliche Schatz von 8,700,000 Thaler bis auf 110 bis 120 Millionen angewachsen seyn.

Daß ein so sorgfältiger Regent, als Friedrich II, die Justizverwaltung seiner genaueren Aufmerksamkeit unterwarf, wird jedermann erwarten. Gleich nach dem Anfange seiner Regierung ließ er durch den Großkanzler Cocceji, den der Justizminister Faviges unterstützte, eine neue Sammlung der preussischen Gesetze, und eine verbesserte Proceßordf

ordf

ordnung, veranstalten. Diese verlohren jedoch, wegen des Mangels an Zweckmäßigkeit, immer mehr von ihrem Ansehn, bis (1779) ein Vorfall mit einem Müller dem Könige die Veranlassung gab, auf eine gänzliche Reform des Justizwesens bedacht zu seyn. Der Müller, der Gelegenheit hatte, seine Rechtsache vor den König zu bringen, war, nach der Meynung desselben, vom Kammergerichte zu Berlin ungerecht behandelt worden. Dieß zog dem Kammergerichte den Unwillen des strengen Monarchen in dem Maaße zu, daß verschiedene Mitglieder desselben verabschiedet wurden. Unter der Aufsicht des Großkanzlers von Carmer entstand nun (1780) eine neue Proceßordnung, und (1781) der erste Theil eines neuen Gesetzbuches, zu dessen Prüfung nicht nur einheimische, sondern auch auswärtige Rechtskundige und Gelehrte, aufgefördert wurden.

Friedrich hatte mit seiner Gemahlin, die er achtete, aber nicht liebte, keine Kinder gezeugt. Die Thronfolge kam daher an den Sohn seines ältesten Bruders \*) Friedrich  
Witz

\*) Theil XVI, S. 208.

Wilhelm II, der sich zur Theilnahme an den damaligen Händeln in den vereinigten Niederlanden bewogen sah.

### Dritter Abschnitt.

Unruhen in den vereinigten Niederlanden. Joseph II hebt den Barrieretractat auf, und streitet sich mit Holland wegen der Scheldesfreyheit. Die Erbstatthalterwürde in Holland wird durch die patriotische Parthey aufgehoben, aber durch ein preussisches Heer wieder hergestellt. Unruhen in den östreichischen Niederlanden.

In den vereinigten Niederlanden trieben seit langen Zeiten zwey Partheyen, die Oranischen und die Patrioten, ihr politisches Spiel. Jene bemüheten sich, den Nechten des Erbstatthalters einen ausgedehntern Umfang zu geben; diese arbeiteten ihnen mit übertriebenem Eifer entgegen. Ihnen war die Gewalt, die der Erbstatthalter gesetzmäßig besaß, schon viel zu groß. Von ihm hieng die

die



die Leitung des ganzen Kriegswesens zu Wasser und zu Lande ab. Er besaß, unter gewissen Einschränkungen, das Recht, zu begnadigen, und gefällte Urtheilsprüche ungünstig zu machen; er besetzte manche Civilämter, vornehmlich bey den städtischen Obrigkeiten; er nahm, als Haupt der Ritterschaft in den meisten Provinzen, an der Souverainität Antheil; er war Präsident des Gerichtshofes von Holland, und erstes Mitglied des Staatsraths; er stellte endlich den Oberbewindhaber oder Director der Handelsgesellschaften vor. Die Generalstaaten hatten ihm also gleichsam einen Theil ihrer Regierungsrechte übertragen. Seine Einkünfte waren sehr beträchtlich. Die Staatsämter trugen 350,000, seine Domänengüter 1,300,000 Gulden, beyde zusammen also auf etne Million Thaler, ein. Diese verzehrte er größtentheils im Haag. Daher waren auch die Bürger dieser Stadt für den Erbstatthalter so sehr eingenommen. Sein großes Vermögen gewährte ihm überhaupt viele Mittel, sich Anhänger und Freunde zu verschaffen. Diesen Einfluß mißgönnten ihm die vornehmen Fami-

mis

milien, die dadurch manche wichtige Stelle verlohren hatten.

Unter Wilhelm IV regte sich der Neid und Aerger der holländischen Großen noch nicht sehr lebhaft, weil der gutmüthige Fürst seine ärgsten Feinde emporhob \*). Aber die erbstatthalterische Regierung Wilhelms IV währte nur vier Jahre. Eine Engbrüstigkeit, die ihm ein unglücklicher Fall in der Kindheit zugezogen hatte, nahm (1751 Oct.) so sehr zu, daß sie ihn in einem das 40ste Lebensjahr kaum übersteigenden Alter dem Tode überlieferte. Zwar nicht ohne Kenntnisse, vornehmlich mathematische und historische, fühlte er, seiner körperlichen Schwäche wegen, weder für die militärischen, noch für die politischen Geschäfte, einen dringenden Beruf. Sein Nachfolger Wilhelm V (geb. 8. März 1749) wurde der Vormundschaft seiner Mutter, und des Herzogs Ludwig Ernst von Braunschweig, übergeben \*\*). Dieser Fürst, der zu Petersburg eine so kurze Rolle spielte, war im Dienste der Marie Ther

\*) Theil XVI, S. 203. 212.

\*\*) Theil XVII, S. 45.

Therese Feldmarschall; Lieutenant und Inhaber eines Infanterieregiments zu Brüssel, und hatte sich in den niederländischen Feldzügen sehr ausgezeichnet, als ihn Wilhelm IV, gleich nach dem Antritte seiner Statthalterwürde, an seine Seite rief. Er folgte aber diesem Rufe nicht eher, als nach drey Jahren (1750) und zwar gleichsam aus Gehorsam gegen die Kaiserin. Als Generalfeldmarschall, und Gouverneur von Herzogenbusch, wurde er von dem Erbstatthalter Wilhelm IV, in allen wichtigen Angelegenheiten, zu Rathe gezogen. Nach dem Tode desselben, ernannten die Generalstaaten den Herzog zum Mitvormund des minderjährigen Erbstatthalters, und zu dessen Repräsentanten als Generalcapitain. Zu dem Feldmarschallsgehalte von 20,000 Gulden, wurden ihm noch 40,000 Gulden außerordentlicher Einkünfte verwilligt. Die deutsche Reichsversammlung ernannte ihn (1753) zum Reichs Generalfeldmarschall, und der König Georg II von Großbritannien trug ihm (1756) zweymahl, und zwar auf eine sehr schmeichelhafte Weise, den Oberbefehl über die allirte Armee in Deutschland an. Allein er lehnte nicht

nicht nur diesen Antrag ab, sondern bewirkte auch, daß die vereinigten Niederlande sich der Theilnahme an dem siebenjährigen Kriege enthielten. Als Wilhelms V Mutter (Jan. 1759) starb, führte der Herzog Ludwig die vormundschaftliche Regierung allein, und Holland hatte sich lange in keiner glücklichern Lage befunden. Der Handel blühte; die Staatsschulden verminderten sich ansehnlich, die Landmacht wurde vergrößert. Wenn dem Seewesen nicht gleiche Aufmerksamkeit gewidmet wurde, so war es nicht die Schuld des Herzogs. Es gehörte nicht zu den seiner Aufsicht unterworfenen Gegenständen. Nach dem nun Ludwig die Pflichten eines Vormunds des jungen Erbstatthalters, 15 Jahre hindurch, mit aller Gewissenhaftigkeit erfüllt hatte, übernahm (1766 März) sein Zögling die Regierung selbst. Die Generalstaaten bezeugten dem Herzoge (3. May) ihre Zufriedenheit über seine Verwaltung der Vormundschaft nicht nur durch eine besondere Acte, sondern sie bathen ihn zugleich, seine Aemter und Würden beyzubehalten, und dem Erbstatthalter, so oft er es verlangte, auch ferner mit seinem Rathe beyzustehen. Hol-  
 Galletti Weltg. 18r Th. 3 land

land durchlebte nun noch zehn glückliche Jahre. Hierauf fieng sich aber ein Zeitpunkt an, wo sein Wohlstand immer tiefer sank.

Das Handelsglück und die Seeüberlegenheit der Engländer hatte den Neid der holländischen Kaufleute schon lange gereizt. Hauptsächlich war es der Wunsch der amsterdamer Holzhändler, die Engländer gebemüthigt zu sehen. Um so bereitwilliger gönnten sie daher den Amerikanern ihre Unterstützung, die dem holländischen Staate dem Krieg mit England zuzog; einen Krieg, den ihre Kräfte gar nicht angemessen waren. Schon seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Republik, mit der kostbaren Theilnahme am Landkriege schon genug beschäftigt, ihre Seemacht in Verfall gerathen lassen. Auf diesen Verfall wirkte aber auch die Abnahme des Handels, und der geringere Ertrag der Zölle, hin. Der junge Erbstatthalter, und sein Rathgeber, der Herzog von Braunschweig, ließen es nicht an Vorstellungen fehlen, die Generalstaaten auf den Kriegsstaat aufmerksam zu machen. Aber vergeblich wurde manche Pro-

vin;

vinz erinnert, ihre Beyträge zur Befreyung des Kriegsaufwandes abzutragen. Die Bemühungen des Erbstatthalters hatten kaum den Erfolg, daß die Landarmee um zwey Regimenter vermehrt wurde. Der Erbstatthalter machte hierauf (1768) einen Plan, nach welchem die Landtruppen bis auf 50,000 Mann gebracht, nach welchem jährlich sechs Linienschiffe ausgerüstet werden sollten. Es wurden auch viele Millionen bewilligt, aber wenige bezahlt, so daß von 18 Millionen, nach 14 Jahren, noch mehr als 12 Millionen rückständig waren. Die Provinz Holland, und vornehmlich die Stadt Amsterdam, wollte nur für die Vergrößerung der Seemacht bewilligen. Sie sah die Vermehrung der Landtruppen für überflüssig an, und sie hatte darin vollkommen Recht. Holland konnte mit seiner Landmacht nie eine bedeutende Rolle spielen. Die außerordentliche Anstrengung, die ihm die Theilnahme an den Landkriegen dieses Jahrhunderts kostete, war seinen Finanzen sehr nachtheilig gewesen. Der Erbstatthalter und der Herzog wünschten sich aber an der Spitze einer schönen Landarmee zu sehen. Sie drangen daher

3 2                      wenig

wenigstens eben so sehr auf ihre Vergrößerung, als auf die Erweiterung des Seestaates, für welchen die Amsterdamer das meiste Interesse bezeugten.

Die amsterdamer Holzhandel wollten ihr Gewerbe ungestört und sicher fortführen. Sie drangen daher auf eine Bedeckung von Kriegsschiffen. Der Erbstatthalter und seine Freunde, die den Handel derselben der Kosten eines Krieges nicht werth hielten, widerstehen den bewaffneten Schutz. Sie brachten es auch dahin, daß (1775 Aug.) der Holzhandel auf anderthalb Jahre untersagt wurde. Die Engländer belohnten aber diese Nachgiebigkeit mit Undank. Sie hörten nicht auf, den holländischen Holzhandel zu stören \*). Die amsterdamer Holzhandler setzten es hierauf durch, daß das Verboth ihres Handels wieder aufgehoben wurde.

Der Erbstatthalter, der einem Kriege mit England mit Sicherheit entgegen sah, legte hierauf den Generalstaaten einen neuen Plan

\*) Oben S. 242.

Plan vor, nach welchem die Flotte auf 50 bis 60 Kriegsschiffe, und die Landarmee auf 50 bis 60,000 Mann gebracht werden sollte. Allein wegen der geringen Uebereinstimmung der Provinzen wurde (1778) kein ernstlicher Schluß gefaßt, oder wenigstens nicht zur Vollziehung gebracht. Indessen zeigte sich die Stadt Amsterdam sehr eifrig, den mit den Engländern im Kriege begriffenen Franzosen allerley Schiffsmaterialien zuzuführen. Der holländische Staat hatte sich, seit Wilhelms III Zeiten, durch eine Verbindung mit England vorzüglich sicher geglaubt. Jetzt neigte man sich aber, blos weil der Erbstatthalter ein Freund der englischen Regierung war, zu einer Verbindung mit Frankreich hin. Die Holländer nahmen den französischen Freybeuter, Paul Jones, einen Schottländer auf, und verweigerten dessen Auslieferung. Eine Flotte von 30 mit Schiffsbedürfnissen, vornehmlich mit schwerem Holze und Masten beladenen Schiffen lief (1779 Dec.) aus dem Texel aus, um nach Frankreich zu gehen. Byland, ihr Beschützer, sollte das Wisciren derselben mit Gewalt verhindern. Er schloß (1. Jan. 1750) zuerst, aber Fielding nöthigte



thigte ihn zur Rückkehr \*). Die Daviere, die man bey Laurens fand, waren eigentl. eine Frucht von dem polttischen Spiele der amsterdamer Holzändler.

Die Engländer nahmen den Holländern in wenig Wochen zwey Drittel von ihren Handelsschiffen weg. Frankreich konnte oder wollte die Holländer nicht unterstützen. In Amsterdam äusserte sich sogleich eine sehr merckliche Stockung des Gewerbes, eine laute Unzufriedenheit. Diese benutzten die Feinde des Erbstatthalters, unter welchen sich fünf Pensionäre der Provinzen, und vornehmlich der Grosspensionär von Holland, Bleyswick, befand, alle Schuld des unglücklichen Erfolges dieses Krieges auf den Erbstatthalter, und den Herzog Ludwig, zu schieben. Nicht nur in Journalen, sondern auch in besondern Schriften, las man eine Menge falscher und verlämderischer Beschuldigungen, die man dem Herzog machte. Man behauptete, er wäre von England bestochen; man versicherte, die überzeugendsten Beweise von seiner Treulosigkeit zu haben.

Der

\*) Oben S. 242.

Der Herzog Ludwig drang (1781 Jan.) bey den Generalstaaten auf eine strenge Untersuchung seines Verfahrens, und die Generalstaaten stellten ihm, von seiner Unschuld völlig überzeugt, eine für ihn sehr ehrenvolle Erklärung aus. Auch die meisten Provinzen bestanden auf einer Genugthuung für den Herzog. Der Erbstatthalter glaubte ihn, von aller Verantwortlichkeit wegen des Seewesens, zu befreyen, indem er erklärte, daß er ihn in dieser Sache niemals zu Rathe gezogen habe. Die Feinde des Herzogs bemüheten sich aber, eine genaue Untersuchung zu verhindern. Jedes Mitglied, meynten sie, habe das Recht, seine Meynung über Angelegenheiten des Staates öffentlich zu sagen. Ihrem Eifer gab das Gesecht bey der Doggersbank (1781 Aug.) einen neuen Vorwand. Als die Bemühungen der amsterdamer Feinde des Herzogs, für den sich manche Feder verwendete, seine Entfernung nicht bewirken konnten, arbeitete ein Theil der friesländischen Abgeordneten an derselben. Der Herzog gieng hierauf, um die gewöhnliche Zeit (1782 May) nach Herzogenbusch. Nach seiner Entfernung griff man

den

den Erbstatthalter selbst sehr heftig an, beschuldigte man ihn, an England verkauft, alle Vertheidigungsmittel vernachlässigt zu haben. Der Herzog, dem nun auch der Schutz des Erbstatthalters entzogen war, legte (1782 Oct.) alle seine Stellen nieder, und gieng nach Nachen, und von da (1786) nach Eisenach in Thüringen.

Der Erbstatthalter vertheidigte sich, in einem besondern Memoire, gegen die ihm gemachten Beschuldigungen. Dieß half jedoch so wenig, daß man nun auch auf die Gemahlin des Erbstatthalters eine Schmähschrift in Umlauf brachte. Ihr großer Oheim Friedrich II, beklagte sich darüber in einem Schreiben, daß sein Gesandter (1782. Dec.) den Generalsstaaten übergab. Die Generalsstaaten bestimmten demjenigen, der den Verfasser des Pasquills angeben würde, eine Belohnung von 3000 Ducaten. Der Erbstatthalter verlangte (1783 Jan.) in einer besondern Vorstellung an die Generalsstaaten, daß sie, durch die kraftvollsten Maßregeln, die Bewegungen gegen ihn unterdrücken, und ihm

ihm das für das Beste des Staates nöthige Ansehen wieder geben möchten.

Die Feinde des Erbstatthalters trieben ihr feindseliges Spiel gegen denselben aber besonders von der Zeit an, da der wieder hergestellte Friede den durch den Krieg verursachten Verlust erst recht fühlbar machte. Die Engländer hatten den Holländern, denen sie ihre ostindischen Besitzungen entzogen, für mehr als 10 Millionen an Waaren und baarem Gelde weggenommen. Der Verlust an Schiffen betrug gleichfalls über 10 Millionen. Wie beträchtlich war nun nicht noch der Handelsverlust, der Aufwand der Ausrüstungskosten? Nun mußte man aber den Engländern, ausser Negapatnam, auch noch eine freye, uneingeschränkte Fahrt in den indischen Meeren und Meerengen, selbst in der Nähe der moluckischen Inseln, einräumen, und ihnen dadurch eine für den holländischen Handel sehr nachtheilige Einmischung gestatten.

Der Kerger, den die holländischen Kaufleute darüber empfanden, war sehr lebhaft.

Nun

Nun schrieben die Feinde des Erbstatthalters alles dem Staate widerfahrne Unglück der Verwaltung desselben zu. Sie hielten es für nöthig, dieser Verwaltung einen weit etingeschränktern Umfang zu geben. Sie wollten dem Erbstatthalter die Ernennung der obrigkeitlichen Personen, und den Oberbefehl über die Armee, entziehen. Sein Rath und sein Ansehn sollte in den höhern Collegien nicht mehr entscheiden. Er sollte, gleichsam als erster Beamter und Staatsdiener, nur die Befehle der Generallstaaten vollziehen. Da das Militär, dessen Officiere er ernannte, größtentheils ihm ganz ergeben war, so dachten seine Feinde auf eine bewaffnete Macht, die sie demselben entgegensetzen könnten. Sie brachten daher die Errichtung von Bürgercorps und Exerciergesellschaften in Vorschlag. Der eigentliche Urheber dieses Vorschlages war der amsterdamer Pensionär Bisscher, und bald regte sich für die Ausführung desselben eine so feurige Begeisterung, daß die Dorfprediger, die Kanzel verlassend, ein Schwerdt umgürteten, und, mit einer großen Flinte in der Hand, die Bauern exercierten. Ein fliegendes Corps eilte von einer Stadt zur andern.

ans

andern, um die Freunde des Erbstatthalters zu entfernen. In Amsterdam, Rotterdam, Leyden, Utrecht, und andern holländischen Städten, bildeten sich, auſſer den bisherigen Schützencompagnien, nun noch Freycorps, deren Mitglieder aus lauter Feinden des Erbstatthalters beſtanden. Das erſte Beyspiel gab Utrecht, wo die Feinde des Erbstatthalters ihren Hauptſitz hatten. Die reſchen und wohlhabenden Mitglieder dieſes Freycorps glänzten durch ſchöne Uniformen und Waffen. Das Soldatenspiel nahm nur einen groſſen Theil der dem Gewerbe nöthigen Zeit hin.

Um dieſe Zeit wurde aber die Aufmerkſamkeit der holländiſchen Regierung auf einen andern für ihren Staat ſehr wichtigen Gegenſtand hingelenkt. Während daß England ihren Handel in engere Gränzen einſchränkte, drohete dieſem auch von Seiten des Kaiſers Joſeph eine groſſe Gefahr. Dieſer planvolle Monarch wollte die freye Schifffahrt auf der Schelde erzwingen. In dieſer Abſicht ſuchte er die Holländer aus den Niederlanden zu entfernen. Sie hatten hier,

ſeit

seit dem Barretractat von 1715, das Recht, die Gränzfestungen in den niederländischen Festungen mit dem Kaiser gemeinschaftlich zu besetzen. Diese Festungen waren in dem letzten niederländischen Kriege von den Franzosen zerstört worden \*), und es entstand nun die Frage, wer die Wiederherstellungskosten tragen sollte. Joseph, den es verdroß, in seinen Städten holländische Truppen, die den vereinigten Niederlanden die Herrschaft über alle niederländischen Flüsse zusicherten, zu unterhalten, schickte (1782) nach Brüssel den Befehl, alle Festungswerke in den Niederlanden, die von Luxemburg, Namur, Antwerpen und Ostende ausgenommen, eingehen zu lassen. Zugleich machte er den Generalstaaten bekannt, daß er auch die noch übrigen Festungswerke der Barriereplätze wollte schleifen lassen. Die Holländer, die bereits mit England in Krieg verwickelt waren, mußten, um neuen Händeln mit einer furchtbaren Macht auszuweichen, ihre Besatzungen aus den Barriereplätzen zurückziehen.

Nachdem nun Joseph die Holländer aus den Niederlanden entfernt hatte, rückte er mit

\*) Theil XVI, S. 212.

mit der Ausführung seines Planes wegen der Schelde merklicher hervor. Die freye Schifffahrt auf der Schelde war für seinen Handelsplan, dessen Mittelpunkt Ostende seyn sollte, sehr wichtig. Schon im vorigen Jahre (1781) hatte er deswegen mit den Generalstaaten Unterhandlungen angefangen. Die Holländer sollten gewisse Festungen an der Mündung der Schelde niederreißen; sie sollten in einem gewissen Bezirke kein Wachschiff halten; sie sollten die Festung Mastricht, nebst andern Oertern, abtreten, und den Kaiser wegen der indessen gezogenen Einkünfte entschädigen. Dieß waren noch nicht einmahl alle Forderungen, die Joseph an die Holländer machte.

Die Generalstaaten bathen den französischen Hof um seine Vermittlung. Sie setzten Josephs Forderungen andre entgegen. Joseph schränkte hierauf (1784) die seinigen auf die freye Scheldeschifffahrt ein. Diese wollten die Generalstaaten, weil sie dem Handel der Stadt Amsterdam nachtheilig werden konnte, so wenig bewilligen, daß sie dieselbe selbst mit Gewalt zu verhindern beschlossen, und



und ungeachtet Frankreich zum Vergleiche rieth, erhielt der Viceadmiral Keynst den Befehl, kein kaiserliches Schiff auf der Schelde durchzulassen. Zur Befolgung dieses Befehls bekam er bald Gelegenheit. Eine Brigantine machte (8. Oct. 1784) den Versuch, von Antwerpen nach Dünkirchen zu gehen. Sie wurde von einem holländischen Wachschiffe zurückgewiesen. Als sie ihren Weg dennoch fortsetzen wollte, wurde sie von dem holländischen Schiffe so zusammengeschoffen, daß sie die Seegel streichen mußte. Ein zweytes östreichisches Schiff, welches, an eben diesem Tage, die Schelde hinunter fuhr, wurde von vier holländischen Schiffen, ohne Feuer, überwältigt. Joseph rief nun gleich seinen Gesandten vom Haag zurück, und Kaunitz drohete den Generalstaaten mit 40,000 Mann. Die Holländer bathen Frankreich, England und Preussen um Beystand; diese wollten sich aber blos auf das Vermittlungsgeschäfte einlassen. Die deutschen Fürsten, von denen man Subsidientruppen zu erhalten wünschte, trugen, wegen des Kaisers, Bedenken, diesem Wunsche Gnüge zu leisten.

Indessen kamen (1785 Jan.) die Oesterreicher näher. Die Holländer gaben sich das Ansehen, als wenn sie ihnen eine Armee von 60 bis 70,000 Mann entgegenstellen wollten. Sie machten den französischen General Maillebois, der viele Officiere seiner Nation mitbrachte, zu ihrem Oberbefehlshaber. Aber ihre Kriegsanstalten hatten einen langsamen Fortgang, weil sie auf die französische Vermittlung rechneten. Der französische Minister Vergennes wurde für Holland gewonnen. Ludwig XVI schrieb an seinen Schwager Joseph, er würde sich wohl nicht lange besinnen, ob er sich mit Holland vergleichen, oder die Verbindung mit Frankreich aufgeben wolle. Während daß Joseph mehrere Nachgiebigkeit äusserte, setzte er seine Kriegsrüstungen immer fort, nahm er pfalzbayernsche und württembergische Truppen in Sold. Da Frankreich zum wirklichen Kriege aber wenig Neigung zeigte, und Holland, bey dem Mangel an deutschen Subsidiärtruppen, keine beträchtliche Armee ins Feld stellen konnte, so kam jetzt alles auf einen Vergleich an. Diesen erschwerte jedoch die kaufmännische Hartnäckigkeit der Holländer, die ihn

mögs

möglichst wohlfeil zu erkaufen wünschten. Allein die Aufforderung der Kaiserin Katharine, ihren Bundesgenossen, den Kaiser Joseph zu befriedigen, und das Anerbieten des französischen Hofes, einen Theil der Vergleichssumme zu übernehmen, bewirkten endlich (1785 am 20. Sept.) die Unterzeichnung eines Tractats, dem (8. Nov.) der feyerliche Friedensschluß zu Fontainebleau nachfolgte.

Die Generalstaaten kauften Josephs Ansprüche auf Mastricht, und andre Bezirke, mit 9,500,000 Gulden ab. Sie vergüteten den durch die Ueberschwemmung verursachten Verlust durch 500,000 Gulden. Sie traten dem Kaiser die Oberherrschaft über die ganze Schelde, von Antwerpen bis an die Spitze des Landes von Castingen, ab. Sie räumten ihm einige kleine Festungen ein, und schleiften andre.

Während der Handel mit dem Kaiser Joseph, dauerten die Bemühungen der Feinde des Erbstatthalters, seine Gewalt einzuschränken, oder ganz zu vernichten, ununterbrochen

hen fort. Um eben die Zeit, da man sich dem Abschlusse des Vergleichs mit dem Kaiser näherte, entzog man dem Prinzen von Oranien den Oberbefehl im Haag. Ein Mitglied der leydenschen Exerciergesellschaft, der in seiner Uniform bey der Parade im Haag erschien, wurde beleidigt. Darüber entstand ein Auflauf, und diesen brauchten die Staaten der Provinz Holland zum Vorwande, dem Erbstatthalter (8. Sept.) den Oberbefehl im Haag zu entziehen, und ihn einem Generale zu übergeben. Man schränkte seine Rechte eines Generalcapitains immer mehr ein, und endlich sprachen ihm die Stände von Holland (22. Sept. 1786) die Stelle eines Generalcapitains völlig ab. Vergebens verlangte der Prinz, den Grund dieser Veränderung zu erfahren; vergebens suchte er durch die Darstellung seiner Verwaltung zu beweisen, daß ihm diese Stelle mit Unrecht entzogen worden sey. Er begab sich hierauf vom Haag nach Breda; seine Gemahlin wendete sich mit thren Kindern nach Francker und Leeuwarden. Die dem Prinzen von Oranien ergebene Ritterschaft der Provinz Holland, und eine große Anzahl der Wür-  
 Gallotij Weltg. 187 Th.      H a      ger

ger von Haag, ersuchten die Stände von Holland, in einer dringenden Vorstellung, die Einschränkungen des Erbstatthalters nicht so weit zu treiben, und ihn zur Rückkehr nach dem Haag einzuladen. Diese Vorstellung blieb jedoch ganz ohne Wirkung. Die Feinde des Erbstatthalters verfolgten vielmehr ihren Plan immer weiter. Um der Ausführung desselben einen stärkern Nachdruck zu geben, unterhandelten sie (seit Nov. 1785) eine geheime Verbindung mit Frankreich, die (1786 im Sommer) eine sogenannte Conföderationsacte der vaterländischen Regenten zu Amsterdam zur Folge hatte. Diese Acte gründete nicht nur eine ganz neue Regierungsverfassung, sondern sie erklärte auch sogar den Prinzen von Oranien für einen Feind des Landes, der Leben, Ehre und Güter verwirkt habe. Die Verbindung, die Holland mit Frankreich schloß, gab dem politischen Systeme der vereinigten Niederlande eine ganz andre Richtung. Sie war ein Meisterstück des französischen Ministers Vergennes. Die Freude über dieselbe war zu Amsterdam sehr groß. Indessen gaben viele von den Regenten der Stadt Amsterdam ihre

Er

Ergebenheit für den Prinzen von Oranien so wenig auf, daß vielmehr 79 derselben (1786. Aug.) eine Verbindung schlossen, die republikanische Verfassung, mit einer untergeordneten, erblichen Statthalterschaft, auch ferner zu erhalten.

Diesen Bewegungen in Amsterdam giengen andre in den übrigen Städten theils vor, theils zur Seite. Unter diesen zeichnete sich vornehmlich Utrecht aus, wo man das erste Beyspiel gab, dem Erbstatthalter das Recht, die Mitglieder des Stadtrathes zu ernennen, zu jentziehen. Zu Amersford in der Provinz Utrecht, wo die Feinde des Erbstatthalters gleichfalls eine neue Regierungsvfassung einführen wollten, bath (1785) die Obrigkeit die Stände, ihr, zu ihrer Sicherheit, einigte Mannschaft zu schicken. Diese gaben hierauf (16. Aug.) dem Erbstatthalter den Auftrag, 400 Mann dahin marschieren zu lassen. Darüber entstand in allen Provinzen ein gewaltiger Lärm. Die Patrioten, vornehmlich die amsterdamer, wollten mit denen, welche die Truppen nach Amersford geschickt hatten, eine ordentliche

Fehde anfangen. Der Stadtrath zu Utrecht wurde durch einen Aufstand zur Annahme der neuen Verfassung gezwungen. Nun entstand zwischen der Ritterschaft und dem Stadtrathe eine lebhafteste Uneinigkeit. Dieser bath die Provinz Holland um Beystand. Utrecht sollte nun zur Festung gemacht werden. Zu einer solchen Arbeit fehlte es aber an Zeit. Indessen kamen täglich Leute von den Exerciergesellschaften, und den Bürgercompagnien, an. Der Rheingraf von Salm, ehemals Oberster eines im holländischen Solde stehenden gothaischen Regiments, der ein eignes Freycorps angeworben hatte, zog sich (1786 Oct.) nach Utrecht, in der Meynung, eine große Rolle zu spielen.

Besonders geschäftig, die neue Verfassung mit bewaffneter Hand zu behaupten, zeigte sich die Provinz Holland, die Stadt Amsterdam. Man übertrug das Vertheidigungswesen einer besondern Commission, die zu Woerden ihren Sitz hatte. Diese bestand aus fünf gelehrten, aber mit dem Kriegswesen unbekanntem, Juristen. Es wurde, zum Schutze der Patrioten in Utrecht, ein Corps  
don

don von den Truppen der Provinz Holland, verordnet. Der kleinste Theil von dieser Mannschafft zeigte sich aber so wenig geneigt, der gegen den Prinzen von Oranien feindselig gesinnten Parthey zu dienen, daß sie vielmehr haufenweise zu der Armee eilte, welche für die Bertheidigung der alten Verfassung gestimmt war. Die Befehlshaber der Truppen befanden sich jedoch in einer großen Verlegenheit. Weigerten sie sich, die Zahl der Bertheidiger von Utrecht verstärken zu helfen, so entzog ihnen die Provinz Holland ihren Unterhalt; gehorchten sie der Provinz, so waren sie in der Gefahr, von den Generalsstaaten verabschiedet zu werden. Dennoch waren derer, die für die amsterdamer Parthey zu fechten beschlossen, nicht mehr als 2000. Das Verfahren der Provinz Holland wurde von den meisten andern Provinzen gemißbilligt. Dieß gab zu manchem Widerspruche, zu manchen unruhigen Auftritten, die Veranlassung.

Der vornehmste Schauplatz dieser Auftritte war die Stadt Amsterdam. Hier wollten die Feinde des Erbstatthalters, durch Hilfe



Hülfe der bewaffneten Frencorps, eine Volksregierung einführen, die (1787 Febr.) die Abgeordneten der Stadt Harlem in Vorschlag gebracht hatten. Eine von 3100 Bürgern unterschriebene Adresse an die Regierung drang auf die Ausführung dieses Vorschlages. Die der alten Verfassung ergebene Parthey brachte es zwar dahin, daß die Ausführung unterbleiben sollte. Jetzt erregten aber (1787 May) die Patrioten zu Amsterdam einen schrecklichen Aufstand, der sich mit der Plünderung mehrerer Häuser endigte. Genug, die Patrioten zu Amsterdam setzten ihren Plan durch. Eben dieses geschah zu Rotterdam, Zwol, Franeker, und in andern Städten.

Der Prinz von Oranien hoffte noch immer, daß sich die auswärtigen Höfe, vornehmlich Frankreich und Preussen, für die Behauptung seiner Rechte verwenden würden. Preussen hatte es auch an seinen Bemühungen nicht fehlen lassen. Friedrich II hatte (1784) abermahls an die Generalstaaten geschrieben, und dieses Schreiben den Abgeordneten der Stadt Amsterdam mittheil-

ten

len lassen. Dieses war aber von verschiede-  
 nen holländischen Zeitungen sehr unehrerbie-  
 tig getadelt worden, und als Friedrich bey  
 den Generalstaaten auf die Bestrafung der  
 Verfasser und Drucker gedrungen hatte, hats-  
 ten die Generalstaaten geantwortet, daß sie  
 durch die Verfassung ihres Staates verhin-  
 dert würden, die Anfechtungen des Erbstat-  
 thalters zu untersagen. Im folgenden Jahre  
 (1785) waren in Friedrichs Nahmen der  
 Staaten von Holland und Westfries-land  
 noch besondre Vorstellungen gemacht worden.  
 Friedrich Wilhelm II schickte, gleich nach dem  
 Antritte seiner Regierung (1786 Sept.)  
 den Grafen Görz nach Holland, einen Ver-  
 gleich zu vermitteln. Die Generalstaaten er-  
 klärten diesem aber, daß sie ihr Verfahren  
 nicht anders einrichten könnten, und daß sie  
 von dem Könige die Achtung erwarteten, die  
 Souveraine einander schuldig wären. Den-  
 noch setzte der Graf Görz, unterstützt von  
 dem französischen Gesandten Rayneval, seine  
 Bemühungen fort. Allein diese blieben so  
 fruchtlos, daß (1787 am 27. May) zu Dor-  
 drecht die Aufhebung der Erbstatthalterwürde  
 förmlich beschlossen wurde.

Die

Die Gemahlin des Erbstatthalters, Friedrich Wilhelms II Schwester, beschloß hiers auf, nach dem Haag zu reisen, um einen Versuch zu machen, ob sie die Häupter der Gegenparthey zu andern Gesinnungen umstimmen könnte. Sie reisete (28. Jun.) von Nymwegen aus mit einem kleinen Gefolge. Als sie bey Schoonhoven anlangte, zeigten sich bewaffnete Leute, die schon auf sie gewartet hatten. Von diesen wurde sie angehalten. Der Commandant der Bürgergesellschaft zu Gouda hatte von ihrer Ankunft Nachricht bekommen. Man befürchtete, die Anwesenheit der statthalterischen Familie im Haag möchte daselbst einen für die patriotische Parthey ungünstigen Eindruck machen. Daher der Vorschlag zum Anhalten der Prinzessin, der von der Kriegskommission zu Woerden, und dem commandirenden General Nyssel, gebilligt wurde. Die Prinzessin wurde in ein Bauernhaus gebracht, wo man sie, und ihr Gefolge, so scharf bewachte, daß man sie selbst von den nöthigsten Gängen mit Bajonnetten zurückhalten wollte. Der Bürgerofficier blieb, anfangs mit dem bloßen Degen, immer in der Stube,

wo

wo sich die Prinzessin mit ihren Damen befand. Es kamen hierauf vier Mitglieder der Commission zu Woerden, welche die Prinzessin, wegen der Absicht ihrer Reise, auf gerichtliche Weise ausfragten. Diese legten der Prinzessin auf, nach Schoonhoven, und von da nach Nymwegen, zurückzukehren. Das Anhalten der Prinzessin wurde von den Staaten von Holland gebilligt; aber die Generalstaaten, die wegen der Folgen dieses Schrittes mit Recht besorgt waren, widersprachen dem Verfahren gegen die Prinzessin feyerlich, und schlossen sich von allem Antheile an demselben aus. Sie ersuchten zugleich die Prinzessin, ihre Reise nach dem Haag fortzusetzen. Ihre Besorgnisse wegen der Folgen des Benehmens gegen die Prinzessin waren sehr gegründet. Der König von Preussen verlangte deswegen (4. Jul.) eine schnelle und ausgezeichnete Genugthuung. Vergebens machten die Generalstaaten die Stände von Holland auf den schlimmen Ausgang dieser Sache aufmerksam. Sie weigerten sich hartnäckig, auch der letzten Aufforderung des Königes (4. Aug.) Gnüge zu leisten.

Zus

Indessen hatte sich ein Heer von 18.000 Preussen der holländischen Gränze genähert. Die Staaten von Utrecht und Geldern batthen den Herzog von Braunschweig, unter dessen Befehle dieses Heer stand, um seine Vermittlung. Die Staaten von Holland antworteten aber erst nach fünf Wochen (8. Sept.) auf die Aufforderung des Königes, und zwar auf eine gar nicht befriedigende Art. Die Parthey der Patrioten gab zugleich Befehl, bey dem Einmarsche fremder Truppen alle Schleussen zu öffnen. Schon fünf Tage hernach (13. Sept.) rückten aber die Preussen in drey Colonnen ein. Zwey derselben drangen schnell bis Arnheim und Nymwegen vor. Die Ueberschwemmungen blieben unwirksam, weil das Wasser der Waal und des Lecks gerade sehr niedrig stand. Der Herzog von Braunschweig hatte deswegen zu seinem Einmarsche die Zeit des Neumondes gewählt. Die Erbstatthalterin schrieb an ihn, gegen die irre geführten und durch Partheysucht verblendeten Bewohner des Landes Nachsicht zu beweisen, und sie versicherte ihm, daß sie die Erleichterung ihres Schicksals, und den Schutz, den er

den

den guten Einwohnern angedethen ließ, als einen besondern Beweis seiner gütigen Gesinnungen betrachten würde.

Eine Colonne der Preussen, unter dem Generallieutenant von Lottum, wendete sich nach dem Lager des Prinzen von Oranien, bey Zeyst, nicht weit von Utrecht, um von da (15. Sept.), über Naarden und Muyden, in die Provinz Holland einzubringen. Indessen rückte der Generallieutenant von Woldeck von Rhenen bis nach Wyl by Dauersfede. Sogleich räumten die Patrioten verschiedne Orter in der Gegend von Utrecht, als Bianen, de Baart u. a. m. Der Generalmajor von Eben, der ihnen mit seinen Husaren sogleich nachrückte, hinderte noch glücklich die Arbeiter, die den großen Leckdamm durchstechen sollten. Die Freygatte, die, zur Schließung des Lecks, in dessen Mitte liegt, ergab sich an die Husaren, denen Infanterie mit Kanonen nachrückte. Die Geschwindigkeit, mit welcher die Preussen sich fortbewegten, war sehr wichtig. Denn schon war von Muyden an bis zum Harlem Meer, die Ueberschwemmung

mung

mung so weit gediehen, daß man die Kanäle nicht mehr unterscheiden konnte.

Die Preussen vereinigten sich mit den Holländischen Truppen, die, unter dem Befehle des Prinzen von Oranien, bey Utrecht standen. Hierauf verließ die Mannschaft der Patrioten, in der Nacht (15. bis 16. Sept.) die Verschanzungen bey Utrecht, nebst der Stadt, und eilten mit ihren Weibern und Kindern, im stärksten Regen, zum Theil nur halb angekleidet, nach Amsterdam. Die dahinführenden Straßen waren von weggesworfenen Gewehren und andern Sachen versperrt. Man vernagelte 151 schöne Kanonen, und warf die Muniton in das Wasser. Salm, der von der Commission zu Woerden den Befehl erhielt, Amsterdam vertheidigen zu helfen, zog von Utrecht ab, ehe es die Bürgerschaft erfuhr. Aber er entwich auch, in der Nacht vom 21ten, von der Truppenkette bey Amsterdam, über welche er den Oberbefehl führen sollte, weil ihn, wie er selbst sagt, die Bürger von Amsterdam, die ihn sonst vergötterten, in Stücke gehauen hätten. Die Stadt Dortrecht, sonst

setne-

seine erste und vornehmste Beschlißertin, trug jetzt auf seine Verabschiedung an, und die Generalstaaten bathen alle Höfe, ihnen den Grafen, sobald er sich in ihrer Gewalt befinden würde, auszuliefern. Die Erbitterung über Salm war eine Wirkung des Verdrußes, den man über den Schaden empfand, den die von ihm veranlaßten Ueberschwemmungen verursacht hatten. Ueber 80 Dörfer, und die besten Ländereyen waren verwüßtet, und man rechnete den Verlust auf mehrere Millionen. Der General von Nissel, und der Oberste von der Borch, Salms Anhänger, wurden gleichfalls auf eine schimpfliche Weise ihres Dienstes entsetzt.

Die Preussen drangen indessen in Holland immer tiefer ein. Die Stadt Gorcum widerstand (16. Sept.) ihren Bomben nur kurze Zeit. Die Garnison die aus 6 Officieren und 90 Gemeinen bestand, ließ sich von einem Hauptmann, einem Uterofficier, und sechs Husaren, gefangen nehmen. Am eben dem Tage rückte der Erbstatthalter mit drey Regimentern nach Utrecht. Der Herzog von Braunschweig marschierte, über Dors  
trecht



trecht, Rotterdam und Delft, nach dem Haag, Dordrecht und Woerden wurden von den Preussen besetzt. Abtheilungen derselben reisirigten, mit leichter Mühe, die Provinzen Oberryssel, Grönningen und Friesland von den patriotischen Freycorps. Eben so wenig Widerstand fanden sie in Haarkem und Leyden, weil dieser Kampf nicht Sache der Nation, sondern nur der Parthey, war. Die patriotischen Stände der Provinz Holland flüchteten (18. Sept.) vom Haag nach Amsterdam. Die zurückgebliebenen, die Ritterschaft, und die Abgeordneten verschiedener Städte, sprachen nun dem Erbstatthalter alle seine entzogenen Rechte wieder zu, und dieser kam gleich darauf (am 20ten) nach dem Haag.

Hey Amsterdam sollte jetzt der letzte, entscheidende Auftritte dieses kurzen Krieges gespielt werden. Die Häupter der Patrioten, die sich in und um Amsterdam zusammengedrängt hatten, wollten sich hier standhaft vertheidigen. Sie rechneten hauptsächlich auf den Umstand, daß der höchstens 14 Schritte breite Damm bey Amstelveen und Oudekerk, in der Nähe von Amsterdam, der durch das

von

von Ueberschwemmungen gebildete Meer führte, den Preussen nicht verstattete, in einer breiten Fronte anzurücken, und daß ihre Kanonenkugeln also um so wirksamer seyn würden. Allein die Preussen rückten dennoch immer näher. Sie besetzten (24. Sept.) nicht nur Maarden, sondern auch Wesp, den Ort, von welchem die Amsterdamer ihr süßes Wasser herholen. Die Stadt, die jetzt immer mehr in Verlegenheit gerieth, schickte einige Abgeordnete an den Herzog, und ließ einen Waffenstillstand antragen; der Herzog wollte ihr aber denselben nicht eher zugestehen, als bis sie dem Erbstatthalter, und seiner Gemahlin, würde Genugthuung gegeben haben. Hierauf stellten die Häupter der amsterdamer Regierung eine Erklärung aus, die jedoch die Prinzessin nicht befriedigte.

Die holländischen Aristokraten benutzten die Zwischenzeit, die ihnen diese Unterhandlungen gewährten, ihrem gegebenen Worte zuwider, die Dämme durchstechen zu lassen. Um der weitem Ausbreitung der Ueberschwemmung zuvorzukommen, kündigte der Herzog (am 30ten) den Stillstand auf, und die  
zeugen

Preussen griffen nun 11 Posten, die sich in einer Länge von drey Meilen erstreckten, auf einmahl an. Sie näherten sich auf Fahrzeugen. Gegen den Posten Oudekerk rückte der Graf von Kalkreuth an. Dieser war nicht allein vorzüglich gut besetzt, sondern auch von morastigen Gegenden so umringt, daß man, bey dem Mangel an Brücken, kein schweres Geschütz in die Nähe bringen konnte. Der erste Angriff mißlang daher. Gegen Amstelveen rückte der Herzog selbst an. Er befand sich an der Spitze der Grenadiere, die, höchstens acht Mann in einer Reihe, den Kugeln der Patrioten mit der unerschrockensten Standhaftigkeit trogend, 10 Schanzen erstürmten, und die Patrioten aus ihrer Stellung hinter Amstelveen völlig zurücktrieben. Nun wurde auch Oudekerk von ihnen geräumt, und die Preussen konnten jetzt ungehindert in Amsterdam selbst einmarschieren.

Dies wollten die Häupter der amsterdamer Regierung nicht abwarten. Sie bathen daher abermahls um einen Waffenstillstand. Diesen konnte ihnen der Herzog, alle Zugänge besetzend, ohne Bedenken zugestehen.

In

Indessen ruheten die Preussen, in den schönen Lusthäusern und Gärten der reichen Amsterdamer, von den ausgestandenen Mühseligkeiten, aus, und manche schöne Beute belohnte sie für den überstandenen Kampf. Die Unterhandlungen führten bald dahin, daß (am 7. Oct.) erst die Staaten von Holland, und hernach die Stadt Amsterdam, die ehemahlige Regierung wieder herstellen mußte. Die Patrioten konnten sich nicht überwinden, das Gewehr, mit dem sie so gern gespielt hatten, sogleich abzugeben. Der Herzog ließ daher ein Thor von Amsterdam besetzen.

Indessen kamen die Unterhandlungen völlig zum Schlusse. Die Prinzessin, deren Genugthuung die Hauptabsicht derselben war, bedung sich 1) die Aufhebung aller ihrem Gemahle nachtheiligen Beschlüsse, und 2) die Absetzung der Personen aus, die die ihr zugefügten Beleidigungen verursacht hatten. Eine Commission der Staaten von Holland räumte (31. Oct.) dem Erbstatthalter die Gewalt ein, zur Erhaltung der Ruhe, die Regierung in den Städten abzuändern, das

Galletti Weltg. 1er Th.      V 6      heißt

heißt, seine Anhänger wieder herzustellen. Viele Officiere, die zu den Patrioten übergegangen waren, erhielten ihren Abschied. Dieses Loos traf auch einige Prediger. An die Stelle Bleyswicks, des vornehmsten Feindes des Hauses Oranien, trat van der Spiegel als Grosspensionär. Der König von Preussen verlangte für das Verdienst, das er sich um die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung erworben hatte, weiter keine Belohnung, als den Dank des Staates, durch eine feyerliche Gesandtschaft abgestattet. Die Republik schloß (1788 am 15. April) mit ihm ein Vertheidigungsbündniß, dem Großbritannien beytrat. Das damahls schon so ohnmächtige Frankreich mußte es geschehen lassen, daß sich Holland von der Verbindung mit ihm löst. Die Provinz Oberyssel war die erste, welche dem Erbstatthalter seine ehemahligen Rechte wieder zusprach, und die Staaten von Holland faßten (1788 am 15. Febr.) den Beschluß, daß die Erbstatthalterschaft, und die mit dieser Würde verbundene Gewalt, künftig einen wesentlichen Theil der Constitution ausmachen sollte; ein Grundgesetz, daß allmächtig auch von den  
 übrig

übrigen Provinzen genehmigt wurde. Der Unwille, den die eifrigsten Patrioten über die fehlgeschlagene Revolution empfanden, äusserte sich aber noch bey mancher Gelegenheit. Die oranische Parthey fand es daher nothwendig, nicht nur einige tausend deutsche Truppen, vornehmlich Braunschweiger, in Sold zu nehmen, sondern auch 4000 Preussen, unter dem Befehle des Generals Kalkreuth, noch einige Monathe (bis April 1788) in der Nähe von Amsterdam, stehen zu lassen.

Um eben die Zeit regte sich der Geist des Aufbruchs auch in den österreichischen Niederlanden. Die Bewohner derselben äusserten, von ihrer Geistlichkeit angereizt, gegen Josephs Neuerungen in der kirchlichen Verfassung eine unüberwindliche Abneigung, die zuletzt in eine Empörung übergieng. Der erste Auftritt derselben war ein Studentensclärm im neuen Generalseminarium zu Löwen in Brabant. Man brauchte, den Aufbruch zu dämpfen, Truppen. Der Erzbischof von Mecheln, der eifrigste Gegner der neuen Anordnungen, wurde nach Wien berufen,

und der päpstliche Nuncius zu Brüssel, einer der vornehmsten Aufwiegler, bekam die Weisung, die kaiserlichen Staaten zu verlassen. Er blieb jedoch mit seinen Anhängern in der Nähe, zu Lüttich. Indessen änderte man doch zu Wien in den kirchlichen Reformen etwas ab. Joseph, der eben damahls (1787) nach Cherson reisete, schmeichelte sich mit der glücklichen Ausführung seines Entwurfes, als, gleich nach seiner Abreise (26. April), die Stände von Brabant ihre Unzufriedenheit über Josephs Neuerungen öffentlich äusserten. Die Generalgouverneure, die Erzherzogin Christine, und ihr Gemahl, der Herzog von Sachsen-Teichen, hielten es für rathsam, die ehemahlige Verfassung wieder herzustellen; aber der Geist des Aufruhres regte sich dennoch immer fort. Am meisten lernten (im May) die Zünfte der Hauptstadt Brüssel, die auf der Aufhebung aller neuen Anordnungen bestanden. Die Gouverneure bewiesen sich abermahls nachgiebig. Dennoch dauerten, durch das Beyspiel der holländischen Auftritte aufgemuntert, die Unruhen fort, dennoch äusserten sich die aufrührerischen Gesinnungen in Schriften, Pasquillen u. s. w.

Nicht

Nicht nur zu Brüssel, sondern auch in andern niederländischen Städten, wurden, so wie in den holländischen, Freycorps errichtet. Dieß erregte den lebhaftesten Unwillen des indessen (im Jun.) zurückgekommenen Kaisers. Es kamen jetzt sehr nachdrückliche Rescripte von Wien. Man versprach zwar, alle neuen Anordnungen wieder aufzuheben, aber es sollten (im Aug.) einige Abgeordnete der Stände nach Wien kommen. Joseph wollte nur Zeit gewinnen, um eine Abtheilung von Truppen nach den Niederlanden marschieren zu lassen. Der General Murray versah indessen die Stelle eines Generalgouverneurs und Generalcapitains. Die Freycorps mußten ihre Waffen niederlegen. Die ehemalige Verfassung wurde aber wieder hergestellt; der größte Theil der Nation schien beruhigt, und die Generalgouverneure kehrten (im Sept.) wieder zurück.

---

Wier-